



Berlin, den 29. März 1902.

Venezianisches Tagebuch.

Wir fuhren an Santa Maria della Salute und an der Dogana vorbei. Ein Umweg; aber es lohnt. Vor den kleinen Kanälen hatte Kollege Globetrotter mich noch auf dem Bahnhof gewarnt: zu mesquin für den ersten Eindruck. Hatte wohl Recht. Jedenfalls war die Fahrt einfach traumhaft schön. Famos schon, daß man von der Stazione direkt in die Gondel klettert. Und dann auf dem kohlschwarzen Ding fast ohne Geräusch durch die Nacht. In den weichen Kissen sitzt man wie ein König und die Kerle fahren, als hätten sie Akkumulatoren im Rahn. Lauter dunkle Paläste. Die Leute scheinen hier früh ins Bett zu kriechen. Alle paar Sekunden nannte mein ortskundiger Begleiter einen Patriziernamen, bei dem ich mir nichts denken konnte. Wer kann alle venezianischen Nobili kennen? Nur einmal — ich glaube, es war beim Palazzo Vendramin — drehte der Gondoliere den Kopf und sagte: Da starb Richard Wagner. Sonst blieb er stumm. Gott sei Dank: wenigstens jetzt noch keine Fremdenindustrie. Kaum das Eintauchen der Ruder hörte man. Alles schwarz, zu beiden Seiten Gespensterschlösser und oben zwischen Wolken einzelne Sterne. Dicht vor dem Rialto lugte der Mond einen Augenblick lang hervor. Aber die Dunkelheit hatte auch ihren Reiz. Beinahe erschrak ich, als aus einem Kanälchen abgerissene Töne eines zärtlichen Liedes zu uns klangen. Hier war auch schon die Punta della Salute und der Markuskanal und gleich hieß es: Aussteigen! Der Chef mit Gattin logirt im Hotel Britannia; hoffentlich nehmens unsere Burenschwärmer ihm nicht übel. Ich bin bei Danieli abgestiegen. Mehr Aussicht als Komfort. Ra-

türklich nur Ceylonthee, an den ich mich, trotz oft gescholtener Anglophilie, in diesem Leben nicht mehr gewöhnen werde. Amusant aber, wie aus dem alten Palazzo ohne viel Aufwand eine Fremdenkajüte gemacht ist. Da die Kaze das Raufen nicht läßt, nahm ich, was an bedrucktem Papier aufzutreiben war, mit ins Bett. Nichts Neues. Noch immer die asiatische Franco-Russe, die moskowitzische Spionengeschichte, Skandal in Wien, Verlängerung der Legislaturperioden und Wahlagitation frommer Damen in Frankreich, allerlei Tatarennachrichten über Unruhen in Nikolais Reich; und die kleine Frau des armen Jungen, der Kaiser von China spielen muß, soll, mit der Hilfe eines eifigen Verwandten, in die Hoffnung gekommen sein. Das kann einen Thronerben und, wenn die Sache bis dahin überhaupt einigermaßen hält, neue eflige Verwickelungen geben. Meinetwegen. Kiautschou ist zum Glück nicht mein Dezernat. Ein Bischen Goethe sollte den Kleinram wegschülen; Italienische Reise. Weit kam ich aber nicht, trotzdem nebenan Geschirr aufgeräumt wurde. „So ist denn auch Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich, den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat.“ Da klappte ich das Buch zu und löschte das Licht.

Am anderen Morgen, als ich auf der Piazzetta stand, hätte ich mich am Liebsten beim Ohrläppchen genommen, um mich zu mahnen, daß ich nicht zum Vergnügen hier bin. Es bleibt ein Traum. Der Dogenpalast, Gotthit mit Venezianerspitzen, San Marco, romanisirtes Byzanz, die Procurazien, die alte Bibliothek, — und drüber ein Himmel, eine Sonne, wie wir sie nicht ahnen. Das ist Orient, nicht Italien. Ich sah bei Quadri vor der Thür und dachte nichts, sah nichts als diese wundervolle Coulisse. Und ertappte mich plötzlich mit einer langen Tüte in der Hand und eifrig bei der Arbeit, den Tauben Futter zu streuen. Die kamen in Schwärmen, waren ganz zahm, setzten sich auf den Hut und die Kleider. Ein Anblick für Götter. Aber nicht für den Chef, der gerade vom Campanile her über den Platz schritt. Ein wahrer Segen, daß mein letztes Kördnchen eben weggepickt war. Der Fürst, der neben dem Chef ging, hätte mich als sanften Täuberich in einem Epigramm für Berlin und Umgegend verewigt; und mein Adel ist nicht hoch genug, um solche Scherze mit der Aussicht aufs nächste Revirement überbauern zu können. Bin ja nicht auf der Hochzeitreise hier, sondern in kaiserlichem Dienst. Und soll, zwischen Broccoli und Gelato, große Politik machen helfen.

* * *

Der Chef will alle erreichbaren Zeitungstimmen über den neuen asiatischen Zweibund hören. Er hält die Sache für wichtig, für einen bösen Schlag

gegen England, dem, sagt er, immer mehr Felle wegschwimmen. Er scheint die verstärkte Intimität der nations alliées et amies nicht erwartet zu haben. Merkwürdig; überhaupt sein Interesse für öffentliche Meinungen auf Holzpapier. Wir wissen doch, wies gemacht wird. So dumm sind, trotz der Decadence, die Leute in London auch heute noch nicht, daß sie sich über die Wirkung ihres Japanervertrages getäuscht haben könnten. Mußte ja in Paris und Petersburg einschlagen. Ob nun auf Adlerpapier abgemacht, ist wirklich sarcimentum. Unglaublich, wie der Aberglaube an Alliancen heutzutage grassirt. Solche Sachen sind doch nur for show. Bismarck pflegte zu sagen, gewöhnlich sei das Beste von der Freundschaft schon weg, wenn feierliche Verträge geschlossen werden. Die Staaten sechten doch nur da, wo für sie was zu holen oder zu verlieren ist. Und daß die Franzosen in Asien den Russen das Licht halten würden, war nie zweifelhaft. Fragt sich blos, wie lange der Zar ruhig bleiben kann. Er will keine Expansion; Wittes Vorstellungen, nur bei eingeschränkten Militärausgaben seien wirtschaftliche Reformen möglich, haben ihm sehr eingeleuchtet und er möchte à tout prix Frieden halten. Eines Tages aber kann der Preis zu hoch werden. Offenbar gährts, wie in den vierziger und achtziger Jahren, wieder mal unter den Gebildeten. Dazu unten sozialistische Regungen. Die Noth kann zwingen, ein Ventil zu öffnen. Und dann giebt's eigentlich nur das Mittel des Krieges. Auch Alexander der Zweite ist gezwungen worden, gegen die Türken loszugehen. Die Russen sind die Einzigen, die nicht viel riskiren; ihre Niederlagen haben ihnen immer genügt und nach einer großen nationalen Erhebung hält der Kitt wieder eine Weile. Die Militärpartei, die in diesem Klima nie ausstirbt, ist schon lange ungeduldig, weil der Gossudar sich gar so wenig um die Armee kümmert. Bei uns hat man sich abgewöhnt, mit der Möglichkeit rascher Veränderungen zu rechnen, und meint, Alles werde hübsch sacht im alten Gleis weitergehen. Dabei können wir jeden Tag einen neuen Papst, einen neuen Kaiser von Oesterreich und im zweitgrößten deutschen Bundesstaat einen neuen Regenten haben, — ganz abgesehen noch von den katholischen Prinzessinnen, die anderswo auf die Thronfolge warten. Von Jahr zu Jahr wird es schwerer, in dem europäischen Porzellanladen zu hausen, ohne was zu zerbrechen. Die Situation fordert die Schöpferkraft eines Politikers, der ohne Brille sieht; und der Chef liest Zeitungen und streichelt den Pudel.

Richt Hofens probritische Rede war ja höchst verständig. Er kennt die Engländer aus Egypten, wo sie, mit äußerster Brutalität allerdings, eine Riesenarbeit geleistet haben, und weiß, daß sie nicht so zu verachten sind, wies

dem fernen Betrachter des Transvaalkrieges scheint. Der wird auch mal zu Ende gehen und dann wird die Welt wieder anders aussehen. Hier, vor dem Markuslöwen, denkt man unwillkürlich an Campo Formio und an Bonaparte. Schließlich haben damals doch die Engländer angefangen; sie scheuten sich nicht, ihren Handel ruiniren zu lassen und Milliarden zu opfern, um dem verhassten Korsen die Zähne zu zeigen. In wirklicher Lebensgefahr werden sie wieder so handeln, einerlei, ob Rosebery jetzt das Rennen gewinnt oder, wenn Salisburys Marasmus nicht mehr zu verdecken ist, von Chamberlain um eine Nasenlänge geschlagen wird. Richthofen that also das Beste, was in letzter Zeit bei uns prästirt wurde; klug, ohne Superlative und für Zünftige deutlich genug. Nur wars abermals ein neuer Ton und der Kanzler „durch Unpäßlichkeit an das Zimmer gefesselt“. Die Diplomatie hat sich sehr verschiedene Berge daraufgemacht und im Amt selbst sieht man noch nicht ganz klar. Wir kommen nicht vom Fleck. Jeder schielt uns von der Seite an, als möchte er sagen: Was wollt Ihr eigentlich? . . . Ich will auf den Vido hinüber; vielleicht vertreibt das Salzwasser mir die trübe Laune.

Die fremde Schönheit dieser Stadt lastet auf mir. Wer hatte mir denn erzählt, Venedig sei voll von süßer Zärtlichkeit, recht ein Nest für die Flitterwochen? Ich merke nichts davon. Alles düster, als wäre, am hellen Mittag, die Tragödie über dieie Pläze geschritten. Wohin das Auge schaut: Armuth, Verfall; in finsterner Majestät blickt das Elend aus allen Winkeln. Die Paläste, deren Bewohner ich bei der Einfahrt schlafend glaubte, stehen das ganze Jahr leer und noch sah ich keinen gut angezogenen Venezianer. Auch die leichten Dirnchen nicht, von denen Goethe schwärmt. Die Frauen sind, mit den schwarzen Brauttüchern, der Morbidezza, dem kunstvoll gewölbten Haar, auf ihre besondere Weise fast immer schön; sie dürften in diesem Landschaftsbild nicht anders sein und schon ihr Gang muß den Deutschen entzücken. Un port royal, selbst in Lumpen. Aber so ernst, mit so traurig brennenden Augen. Eine nur fand ich vergnügt und Die bekannte sich unter den Prokurazien als Austriaca aus Fiume. Abends sogar, wenn die Stadtmusik auf San Marco Bizet, Offenbach und Verdi, viel Verdi spielt, wandelt die Menge mit einer Leidensmiene umher, als hätte sie eben ein furchtbares Unglück heimgesucht. Schwarze Priester, schwarze Frauen, schwarze Gondeln in den Kanälen: eine Totenstadt, die, ehe sie starb, mit dem Rest ihrer Habe die Kirchen gepußt hat. Unvergeßlich bleibt mir der Blick vom Campanile auf den graugrünen Morast, den die Ebbe aus den

Lagunen gemacht hatte. Aus einem Sumpf war nach Aquilejas Fall das Wunder sacht aufgestiegen und in dem Sumpf verwittert es nun.

* * *

Jetzt stehen uns also die hochpolitischen „Entrevues“ bevor. Prinetti, vielleicht auch Zanardelli, der immerhin von besserem Kaliber sein soll. Trotzdem muß ich mich bei dem Gedanken ein Bißchen schütteln. Wieder der alte, rostige Apparat. Wieder den Dreibund für ein Weilschen zurechtstücken. Natürlich: wer hat denn den Muth, ihn, wie der wilde Herr Bebel sagt, in den Orkus fahren zu lassen? Wenn noch irgend Jemand daran glaubte, wäre nichts einzuwenden; so aber . . . Man braucht sich nur vorzustellen: die Italiener sollten gegen Frankreich, die Czaren gegen Rußland marschiren, die Habsburger ihre Balkanposition aufs Spiel setzen, um das Prestige des Deutschen Reiches ins Unermeßliche zu steigern. Eben so gut könnten wir auf eine neue Katharina Kornaro hoffen, die uns ein Reich schenkt. Und in solchen Chimären lebt und webt der Chef. Bringt er den neuen Dreibundvertrag fertig, dann wird er ganz aufrichtig glücklich sein und sich selbst einbilden, für sein Vaterland Etwas geleistet zu haben. Dabei ist er intelligent. Ein Räthsel. Als die Gräfin damals nach Wien fuhr und Philis beschwor, ihren Mann weit vom Schuß zu lassen, schien es Ernst. Als er dann doch in die Sache reinging, mußte man glauben, er habe was zu sagen und nicht nur persönlichen Ehrgeiz kleinen Stils. Ich werde nie begreifen, wie das Beschwichtigen, Bertuschen, Bereden Einem Vergnügen machen kann. Ein trauriges Handwerk. Eine Sache muß man wollen, nicht sich. Er aber ist selig, wenn er recht viele Verträge in den Archiven sammeln und in den Zeitungen lesen kann, Deutschlands Weltmacht sei abermals gewachsen. Man sollte glauben: *nourri dans le sérail il en connait les détours*. Keine Spur; ungetrübte Jünglingsfreude an Allem, was nach „Errungenschaft“ aussieht. Einstweilen loben die Leute ihn; also hat er Recht. Und wenn er übermorgen einen anderen Weg geht, wird er wieder gelobt. Die Deutschen sind noch immer gute Leute und bringens als Einzelne weit. Hier aber, in der Sibirerrepublik, fand unser Dichter ja wohl das Epigramm:

Diesem Amboß vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrscher
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech, wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen und nie fertig der Keßel erscheint.

. . . Una gondola! Ich habe mir Verrocchios Colleoni angesehen. Dieser gewissenlose, nicht mal an Erfolgen allzu reiche Condottiere hatte sicher nicht

solche Haltung, nicht diese staatsmännische Ruhe in den Zügen. Wahrscheinlich Troupier gewöhnlichen Schlages. Wer will voraussagen, in welcher Gestalt Einer von den Führenden in der Vision der Völker fortleben wird?

* * *

Bei Tisch heute die heiterste Stimmung, trotzdem mit dem Essen hier nicht viel Staat zu machen ist. Wir waren Alle geladen und saßen lange. Der Fürst, der vorher die Giudecca durchstreift hatte, stach mit blanken Witworten um sich, daß es eine Lust war. Die ältesten Anekdoten wurden belacht und der Chef, der sich selbst sonst nicht zur Scheibe hergiebt, amüsirte sich, als er beim Eis geneckt wurde: ob er denn wirklich auf Granita beißen wolle. Schließlich kam das Gespräch auf die Geschichte der Stadt. Woran die Republik Venedig eigentlich zu Grunde gegangen sei. An den Schloß, sagte Einer; durch Die seien die Antonio, Bassanio, Graziano ruiniert worden. Das war nicht ganz ernst gemeint. Die meisten Stimmen erklärten sich für die Ansicht, die Republik habe für die Stärkung ihrer Wehrmacht nicht genug gethan. Ein Volk, dessen Handel solchen Umfang angenommen hatte, das einen großen Theil des Güterauslaufes zwischen Orient und Occident vermittelte und das Bild des geflügelten Löwen über die Meere trug, mußte sich zu Wasser und zu Lande so waffnen, daß es dem stärksten Gegner trogen konnte. Venedig aber wurde mit seinen fünfundneunzig Galeeren von Genua geschlagen, blieb selbst in der Zeit seines üppigsten wirtschaftlichen Gedeihens, fast immer so schwach, daß es sich kaum der Barbaresken erwehren konnte, und wäre schon viel früher von seiner Höhe gesunken, wenn es sich nicht durch ein kluges System wechselnder Verträge gehalten hätte. Ueberall suchte und fand die Republik Bundesgenossen: im Kirchenstaat, in Frankreich, Spanien, Oesterreich, Polen, Rußland, heute da, morgen dort und übermorgen beim Feind von vorgestern. Diese alten Dogen und Nobili, sagte der Chef, waren Realpolitiker in unserem Sinn; wenn sie besser für ihre Flotte gesorgt hätten, wären sie ziemlich unangreifbar gewesen. Mir scheint, warf ich ein, daß von all den vielen Verträgen ihnen doch nur die genügt haben, die für einen bestimmten Augenblickszweck zwei harmonirende Interessen zusammenbanden, und daß die künstlich geschaffene Republik am Ende das Schicksal aller Welt Händlerstaaten erlitt, die von den an der Peripherie unvermeidlichen Schwankungen im Lebenscentrum erschüttert werden. . . Abends erhielt ich eine Chiffrierarbeit, bei der ich um den Sonnenuntergang kam. Ob ich meiner Carriere heute genügt habe? Der alte Chlodwig hatte Recht: immer einen schwarzen Rock anhaben und den Mund halten, wenn man in Preußen vorwärts will.

Wo liegt Rom?

Wo liegt das Rom der ersten Päpste? Zwischen der Stadt Ephesus und ihrem Hafen: so beantwortet Dr. H. Risko die von ihm selbst aufgeworfene Frage. In dem merkwürdigen Buche „Roma Peregrina“ (Berlin, F. Schneider & Co. 1901) konstruiert er die Kirchengeschichte der ersten beiden Jahrhunderte in folgender Weise.

Der Mittelpunkt der kleinasiatischen, ja, der ganzen Christenheit war im nachapostolischen Zeitalter Ephesus. Daß Johannes hier seine Residenz aufgeschlagen und als Patriarch der kleinasiatischen Kirchen gewaltet hat, wird allgemein anerkannt; und daß Paulus drei Jahre daselbst gewohnt hat, erzählt die Apostelgeschichte. Noch heute wird ein alter Thurm auf dem Hügel zwischen der Stadt und dem Hafen das Gefängniß des Paulus genannt. In der That hat Paulus, wenn auch nicht gerade in diesem Thurm, so doch in dem Römerkastell, das auf den Hügeln stand, gefangen gesessen. Daß er in Lebensgefahr geschwebt hat, lassen seine später etwas tendenziös überarbeiteten Briefe an die Korinther noch erkennen. Er habe bei sich selbst schon das Todesurtheil über sich gesprochen gehabt, schreibt er im zweiten (1,9); er habe mit wilden Thieren gekämpft, im ersten (15,32). Er ist nämlich wegen der Sammlung, die er für die armen palästinensischen Glaubensgenossen veranstaltete, verhaftet und erst wieder freigelassen worden, nachdem er aus einem Thierkampf in der Arena unversehrt hervorgegangen war. In dieser Zeit hat er die Gefangenschaftsbriefe geschrieben: die Briefe an die Ephesier, die Kolosser, die Philipper, an Philemon und den zweiten Timotheusbrief „so weit er echt ist“. Auf den Handschriften dieser Briefe steht die Bemerkung: wurde in Rom geschrieben. Eine Citabelle wird oft *robur* genannt und dieses Wort ließ sich griechisch mit *ῥωμα* wiedergeben. Auch kann die römische Kolonie, die sich zwischen der Griechenstadt und dem Hafen angesiedelt hatte, Rom genannt worden sein. Und da Rom durch seine Staatsgewalt auf allen Punkten des damaligen orbis terrarum gegenwärtig war, mag es Brauch gewesen sein, den Namen auf die wichtigsten Verwaltungszentren zu übertragen; hat doch später Arelat das gallische und Konstantinopel das neue Rom geheißen. Eine Münze zeigt die Göttin Roma, die eine Dianenstatue hält, mit der Inschrift: *ἑρακλῶς ῥωμα*. Wir haben uns also in vielen der Fälle, wo altchristliche Urkunden Rom nennen, das ephesische zu denken. Hier, nicht im italienischen Rom, hat Johannes sein Martyrium bestanden (die Legende läßt ihn zu Rom in siedendes Del getaucht werden) und von hier ist er dann nach Patmos in die Verbannung gegangen. Von hier sind die beiden Hirten schreiben des Clemens, der den Beinamen Romanus führt, an die Korinther ergangen, sei es, daß Diese sich mit der Bitte

um Schlichtung ihrer Wirren nach Ephesus gewandt hatten, sei es, daß das ephesische Rom aus jener Machtvollkommenheit eingegriffen hat, die ihm seine Apostel verliehen. Denn auch Petrus, der drittgrößte Apostel, hat hier gewelt und von diesem „Babylon“ aus seinen ersten Brief geschrieben. Der Johanneschüler Ignatius, Bischof von Antiochia, wurde von Trajan verurtheilt, nach Rom transportirt und dort zur Ergözung des Volkes ein Fraß der Bestien zu werden. Auf der Reise nach Rom richtete er an sechs Gemeinden (an die Ephesier, Magnesier, Trallier, Römer, Philadelphier, Smyrnäer, lauten die Ueberschriften) und an Polycarp die sieben Schreiben, die uns erhalten sind. Auch hier ist mit Rom das ephesische gemeint, und da die Griechenstadt und die Römerstadt jede ihre besondere Christengemeinde hatten, so darf man sich nicht darüber wundern, daß der Märtyrer außer dem Briefe an die Ephesier auch einen an die ephesischen Römer geschrieben hat. (Dagegen scheint zu streiten, daß nach dem „Martyrium“ des Ignatius Trajan in seinem Urtheil *κατὰ τὴν μεγάλην Πόλιν* spricht; aber Bischof mag wohl das „große“ für ein späteres Einschleßel halten).

Wenn nun von den Bischöfen dieser hochangesehenen Gemeinde in gleichzeitigen Urkunden und Schriften gar nichts verlautet, so erklärt sich Das daraus, daß ihre Namen in das Verzeichniß der Bischöfe des italischen Roms eingeschmuggelt worden sind. Dieses Verzeichniß nennt nach den ersten Kirchenhäuptern Petrus und Paulus als Vorsteher der römischen Gemeinde: Linus, Anenketus, Clemens, Euaristus, Alexander, Kystus, Telesphorus, Hyginus, Pius, Aniget, Soter, Eleutherus, Viktor, Zephyrinus, Kalistus. Die ersten Zwölf waren Bischöfe der ephesischen Römergemeinde. Die Namen der gleichzeitigen Vorsteher der italischen Römergemeinde sind unbekannt. Wie in Ephesus eine christliche Römerkolonie, so gab es in Rom eine christliche Kolonie von Fremden, besonders von Orientalen, die mit ihrer geistlichen Metropole Ephesus in lebhaftem Verkehre standen. Diese Roma Peregrina hat die ephesische Gemeinde gebeten, ihr einen Geistlichen zu schicken, der für sie die Glaubensgeheimnisse nach der Sitte ihrer Heimath verwalte. Zuletzt siedelte ein ephesischer Bischof, Viktor, nach Rom über, um dort ein kirchliches Weltreich zu gründen, und wurde aus einem ephesischen Vikar für die römische Peregrinengemeinde Bischof von Rom; die angesehensten Kirchenhäupter, wie Irenäus, mißbilligten diese Uebertragung des Primates.

Die in solchem Unternehmen hervorbrechende Tendenz war schon lange von der Klerisei des ephesischen Roms gehegt worden. Die Johannesjünger, die den greisen Apostel beherrschten und nach seinem Tode die ephesische Gemeinde regirten, fälschten den echt apostolischen Geist und brachten das paulinische Christenthum in Vergessenheit, indem sie mit der griechischen Philosophie und ihrer Erbin, der Gnosis, Fühlung suchten, aber auch ein neues Gesetz

aufgerichteten und nach weltlicher Macht und Pracht strebten. Aus dem Kreise so gearteter Johannesjünger ist das vierte Evangelium, wahrscheinlich ein Werk des Presbyters Johannes, hervorgegangen; Männer dieses Kreises haben den synoptischen Evangelien, der Apostelgeschichte, den paulinischen Briefen durch tendenziöse Uebersetzung die Gestalt gegeben, in der sie uns heute vorliegen. Das echte paulinische Christenthum wurde in einem kleinen Kreise von Eingeweihten als Geheimlehre fortgepflanzt, bis ins Mittelalter hinein. So hat der den apostolischen Vätern beigezählte Verfasser des Buches, das der Hirt des Hermas genannt wird, in dunklen Bildern und mit sinnreichen Anspielungen die Geschichte der Unterdrückung des echten Christenthumes durch die ersten römisch-epheßischen Päpste bis zum Jahre 139 erzählt und durch Mahnung zur Buße zu retten gesucht, was zu retten war. Auch die Märtyrerkraften sind voll solcher Anspielungen. Wenn Cäcilia ihrem Verlobten Valerian das Geheimniß anvertraut, daß sie einen Engel habe, der ihren Leib bewache und Jeden zerschmetterten werde, der sie zu berühren wage, so bedeutet Dieses, daß die römischen Päpste die Geschichte ihrer Kirche gefälscht haben und daß ihn deren Zorn vernichten werde, wenn ihn seine Wahrheitsliebe (die sei mit der Liebe zu Cäcilien gemeint) über die Grenzen schweigender Verehrung des Geheimnisses hinaus zum offenen Bekenntniß treiben sollte. Einen Versuch zur Wiederherstellung der echten Kirche machte im Anfang des dritten Jahrhunderts Hippolytus, der bisher für einen in Rom residirenden Gegenbischof des Papstes Callistus gehalten worden ist; er verlegte den Sitz des Peregrinenbischofs nach Ephesus zurück und richtete dort das apostolische Patriarchat wieder auf. Nach dieses Mannes Tode ist kein solcher Versuch mehr gemacht worden.

Was von diesem mit einem unglaublichen Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn errichteten lähnen Hypothesenbau, in dem immer ein Vielleicht und Wahrscheinlich das andere stützt, sich als haltbar erweist, haben die Fachgelehrten zu untersuchen. Dem Verfasser dürfte es aber auch nicht ganz gleichgültig sein, zu erfahren, wie sein hochinteressantes Buch auf einen schlichten Bibelleser wirkt, der die Kirchengeschichte der ersten drei Jahrhunderte nur oberflächlich und von ihren Quellen sehr wenig kennt. Manches klingt mir plausibel; zum Beispiel der Beweis dafür, daß Hippolytus in Ephesus residirt hat und der bisher unter dem Namen Ambrosius bekannte *ἱεροδιδάσκαλος* des Origenes gewesen ist, scheint mir überzeugend, obwohl man in der Realencyclopädie von Herzog und Plitt (6, 142; ich habe freilich nur die zweite Ausgabe von 1880) liest: „Die aus einem Mißverständniß entsprungene Behauptung, daß er seinen Sitz im Orient gehabt habe, kommt nicht mehr in Frage“, und Hase der selben Meinung ist. Uebrigens warnt der gründliche und ehrliche Josef Langen, der als Altkatholik wenigstens kein

dem Papstthum günstiges Vorurtheil hegte, in seiner Geschichte der römischen Kirche wiederholt davor, dem Hippolytus Alles zu glauben, was er von seinen römischen Gegnern erzählt. Also Das und manches Andere läßt sich hören. Aber die meisten Konstruktionen Liskos kommen mir allzu künstlich vor. So, wenn er im Pastor des Hermas aus anklingenden oder synonymen Worten die Namen des römischen Bischofsverzeichnisses herausliest, zum Beispiel: auf den siebenten Vorsteher, Alexander, weise das in dem betreffenden Abschnitt öfter vorkommende Wort $\alpha\lambda\epsilon\alpha\lambda\alpha\sigma$ hin; denn Das bedeute ursprünglich, eben so wie Alexander, Abwehr oder Verscheuchung. Noch gezwungener erscheint die mehrmalige Doppeldeutung von Allegorien. Wenn in einer Parabel des Pastor gesagt wird, der Herr des Ackers bedeute Gott den Vater, so sagt Lisko weiter: und Gott der Vater bedeutet den Apostel Johannes. Wenn Tertullian in der Schrift *De Pallio* die Sittenverderbniß seiner Zeit unter den Bildern der in Weiberkleidern gehaltenen Helden Herkules und Achilles geißelt, so sieht Lisko noch tiefer und entdeckt die durch Rom verdorbene ephesinische Kirche unter der Hülle. Wenn Hippolytus die Thiere der danielischen Visionen als die vier Weltreiche der Babylonier, Perser, Makedonier, Römer deutet, so sind nach Lisko mit dreien davon die Päpste Cleutherus, Zephyrinus, Callistus gemeint. Sehr unwahrscheinlich ist, daß das Geheimniß von der Identität Roms mit Ephesus so streng gewahrt worden sein soll. Warum hat Tertullian die Uebersiedelung des Kirchenregimentes von Ephesus nach Rom, „die damals die Herzen aller Christen in Bewegung und Spannung hielt“, mit keinem Sterbenswörtchen erwähnt? Lisko antwortet: „Noch standen die Christen als eine verschwindende Minorität der überwältigenden Majorität des Heidenthumes gegenüber. Noch standen sie täglich in Gefahr, daß erneute Verfolgungen über sie verhängt würden; da würde es ein Verrath an der allgemeinen Sache des Christenthumes gewesen sein, hätte einer der christlichen Schriftsteller es wagen wollen, von den im Innern des Christenthumes vor sich gehenden Kämpfen nach außen deutliche Kunde zu geben“. Aber Tertullian ist doch zu den Montanisten übergegangen, die eine offenkundige Spaltung verursachten und die orthodoxe Kirche bekämpften; was konnte ihn da zurückhalten, auch von einem Streit zu sprechen, der so ungefährlich verlief, daß ihn erst Lisko wieder entdeckt hat? Haben sich doch überhaupt die Christen jener Zeit nicht geschaut, ihre Streitigkeiten öffentlich zu verhandeln, wie eben Tertullian selbst und auch Hippolytus. Wenn Dieser die übrigen Vergehungen seiner römischen Gegner erzählt und rügt; warum soll er gerade die verschwiegen haben, die ihm nach Liskos Ansicht so verhängnißvoll erschienen sein muß: die Usurpation des der ephesinischen Kirche gebührenden Primates?

Das Erstaunlichste aber bleibt, daß Hippolyt die spätere Entwicklung

des Papstthumes vorausgesagt haben und daß diese Prophetie in seinen Betrachtungen über den Antichrist enthalten sein soll. „Wie nahe lag es, daß Hippolytus dies Römerreich des Papstthumes meinte, wenn er sprach vom Kommen des Antichrist in Verbindung mit dem römischen Reich“, mit dem nach der allgemeinen Ansicht der Christenheit eben: das damals bestehende Römerreich gemeint war. Auch unter der großen Hure der Apokalypse soll Hippolyt nicht mit der Masse seiner Glaubensgenossen das Christenschlachende heidnische Rom, sondern mit den Keyern des ausgehenden Mittelalters und mit den Reformatoren das päpstliche Rom verstanden haben. „Werke des Antichristen waren beide Römerreiche, dem heidnischen Römerreiche aber war es bestimmt, Das scheint er im Folgenden sagen zu wollen, unterzugehen durch das päpstliche Römerreich.“ Haben denn die Päpste die Barbaren gerufen und jene Sittenverderbniß, jenen Pessimismus und jene soziale Zersetzung erzeugt, die dem schon lange nicht mehr römischen Völkergemisch des Weltreiches die Kraft zum Widerstand raubten? „Noch merkte in Rom kaum Jemand das Unheil, das als ein nicht endenwollender Jammer mit der Ankunft der ephesischen Priester über die Stadt gekommen war, jetzt aber noch im ersten Aufdämmern stand. Nur der auf hoher Warte stehende Hippolytus schaute in die Ferne der Zeiten hinaus und sah das kommende Unglück für das Römervolk, das seit dem dritten Jahrhundert als eine schleichende, an Allem zehrende Krankheit den ganzen Organismus des Römerreiches zerstörte.“ Theodor Mommsen, Otto Seeck und Houston Stewart Chamberlain — Gibbon ist leider tot — mögen entscheiden, ob die bisher bekannt gewordenen Ursachen des Zerfalles des Römerreiches so wenig genügten, daß noch ein paar unbekannte Priester aus Ephesus kommen mußten, das Strafgericht an der großen Hure der Apokalypse zu vollziehen. „So wie es hier [in der Schilderung, die Hippolyt vom Antichrist entwirft] in symbolischer Weise geschildert wurde, hat das italienische Papstthum sich in der That im Laufe der Jahrhunderte in der Christenheit zur Darstellung gebracht. An seiner Wiege stehend aber hat Hippolytus, in die Fernen der Geschichte sehend, ihm seine Geschichte vorausgesagt, hat gesprochen von dem endlichen Gericht, das Christus einst über das Papstthum abhalten würde.“ Voraussetzungslos, wie sie ist, hat die protestantische Wissenschaft in der Voraussetzung, daß Prophezeiungen so unmöglich seien wie alle anderen Wunder, die biblischen Bücher oder Theile von Büchern, in denen erfüllte Prophezeiungen vorkommen, in die Zeit nach der Erfüllung datirt; so soll das Matthäusevangelium nicht vor dem Jahre 70 geschrieben sein können, weil in seinem vierundzwanzigsten Kapitel die Zerstörung Jerusalems beschrieben wird. Nun gehörte eigentlich keine übernatürliche Erleuchtung dazu, vorauszusehen, daß die jüdischen Zeloten über Jerusalem das Schicksal Karthagos und Numantias

hardeneinfall genöthigt sah, die Regierung und den Schutz des von den byzantinischen Beamten und Truppen im Stich gelassenen römischen Gebietes in die Hand zu nehmen. Aber die eigentliche Grundlage der späteren Macht der Kirche, die Erziehung der nordischen Nationen zur Kultur, gewann erst von Karls des Großen Zeiten ab größeren Umfang; um das Jahr 800 hätte ein weitschauender Mann allenfalls voraussehen können, welche Stellung Kirche und Papstthum um das Jahr 1200 einnehmen würden.

Nicht weniger wunderbar wie die dem Priester Hippolyt zugeschriebene Prophetenrolle sieht eine Selbsterniedrigung aus, die dem Paulus zugetraut wird. Lisko macht dem italischen Rom weder das Martyrium der beiden Apostelfürsten noch die Apostelgräber streitig. Aber er ermittelt mit seinem unglaublichen Scharfsinn, daß Petrus und Paulus die Ueberführung ihrer Leichname nach Ephesus angeordnet haben, daß diese Anordnung ausgeführt worden ist, daß aber die Römer diese kostbaren Reliquien wiedergeholt und die Apostel so ein zweites Martyrium erlitten haben. Von dem mancherlei Unevangelischen, was aus Egypten in die Kirche eingeschleppt worden ist, erscheint mir der Leichen-, Knochen- und Gräberkult als das Widerwärtigste. Wie tief stellt Lisko, der dem Paulus eine solche Anordnung zutraut, diesen Apostel des Geistes unter den Märtyrer Ignatius, der den Römern — mögen es nun die ephesischen oder die italischen gewesen sein — geschrieben hat, sie möchten nicht etwa Schritte zu seiner Rettung thun, da er sich ja nach dem Martyrium sehne, sie möchten vielmehr die Bestien bereben, ihn vollständig aufzuzehren, damit sie nicht nachher Umstände mit der Bestattung etwa vorhandener Ueberreste hätten! (Der entscheidende Satz ist so schön, daß er im Urtext hergesetzt zu werden verdient: *Μάλλον κατακείσασα τὰ θηρία, ἢ να μοι τρώσας γένομαι, καὶ μηδὲν καταλίπωσι τὸ σῆματός μου, ἢ να μὴ κομψῶσι βάρεις τὰς γένομαι.*) Ja, wie tief stände ein solcher Paulus sogar unter einem Franz von Sales, der auf die Frage, wie er bestattet zu werden wünsche, geantwortet haben soll: Schickt meine Leiche auf die Anatomie, dann nützt sie wenigstens noch der Menschheit!

Aber Lisko heftet nicht nur dem Charakterbilde des Paulus einen — mild gesagt — fremdartigen Zug an: er bringt alle hergebrachten Vorstellungen vom Charakter der großen Apostel und ihrer Schulen in Verwirrung. Böllinger nennt Fichte als den ersten, der die Kirchengeschichte in die petrinische Periode der katholischen Gesetzlichkeit und die paulinische protestantischer Geistesmacht eingetheilt und die Erwartung gehegt habe, einst werde ein johanneisches Zeitalter der Liebe anbrechen, das die Gegensätze verschmelzen und verklären werde. Diese Vorstellung hat sich in weiten Kreisen bei edlen Seelen eingebürgert; und ihr fehlt wahrlich nicht die Berechtigung. Zwar wird sich die chronologische Aufeinanderfolge vor dem Richterstuhl einer kritischen Ge-

schichtbetrachtung kaum aufrecht erhalten lassen. Es hat zu allen Zeiten Gesezesmenschen, Geistesmenschen und liebende Seelen, Mystiker gegeben und es wird immer diese drei Menschenarten geben. Und wenn auch im Wechsel der Zeiten bald die eine, bald die andere vorherrscht, so begründet doch diese Vorherrschaft keineswegs die Eintheilung der ganzen christlichen Zeit in die genannten drei Perioden. Dem petrinischen Zeitalter der römischen Kirchenherrschaft ist ein paulinisch-johanneisches der Gnosis und Spekulation vorhergegangen, auf das kurze paulinische Zeitalter der jungen Reformation folgte die härteste Gesezesknechtschaft in allen drei oder vier Kirchen und heute ist wiederum, wie im Staat, so auch in den Kirchen das Gesez weit stärker als etwa im Völkerrückgang von 1848. Also die drei großen Perioden lassen sich nicht aufrecht erhalten, aber die drei Elemente sind vorhanden und entsprechen dem Charakter der drei Apostel, nach denen sie benannt werden, so weit wir ihn aus dem Neuen Testament kennen. Lisko dagegen läßt, wie schon erwähnt wurde, den paulinischen Geist durch den weltlich-hierarchischen der Johannesjünger verdrängt werden und nennt, um unsere Vorstellungen vollends auf den Kopf zu stellen, die in der Opposition zu Rom stehende Christenheit, die in Ephesus den paulinischen Geist erhalten habe, auch noch die petrinisch-katholische.

Doch das Alles überlasse ich, wie gesagt, den Fachgelehrten. Ich wollte nur darstellen, wie die neue Auffassung dem Laien vorkommt. Mir persönlich ist es auch ganz gleichgiltig, wie die Entscheidung fällt. Mögen Vinus und seine ersten zwölf Nachfolger in Ephesus oder in Rom gelebt haben: für mich bleibt die Kirche in allen Stadien ihrer Geschichte, was sie mir gewesen ist: das Produkt eines natürlichen, aber von Gott planvoll geleiteten Prozesses, der im Großen und Ganzen nicht anders verlaufen konnte, als er wirklich verlaufen ist, wenn auch vielleicht die lebendigen Elemente des Prozesses so weit frei sind, daß sie im Einzelnen nicht nothwendig alle die Dummheiten, Nichtswürdigkeiten und Grausamkeiten begehen mußten, die leider die Geschichte berichtet. Wenn Lisko die vermeintliche Uebertragung des Primates nach Rom und die Aufrichtung der päpstlichen Herrschaft beklagt, so sehe ich darin vielmehr eine Nothwendigkeit und einen Segen. Denn ohne die festgefügte Kirche des Abendlandes würde die europäische Christenheit das Schicksal der orientalischen getheilt haben. Alle ihre persönliche Tapferkeit hätte den Germanen nichts genügt, wenn sie als vereinzelt, undisciplinirt und mit einander verfeindete Stämme den Europa überfluthenden Schwärmen der Sarazenen, Mongolen, Slaven, Normänner gegenübergestanden hätten.

Nicht ganz so gleichgiltig wie die Geschichtskonstruktion Liskos ist mir sein Zukunftsraum, weil ich den darin ausgesprochenen Wunsch nicht theile. „Der Tag, an dem der oberste Träger der katholischen Kirchengewalt den

Entschluß fassen würde, unter Rückkehr zu apostolischer Einfachheit in Lehre und Verfassung, den Schwerpunkt des katholischen Kirchensystems wieder in den Orient zurückzuverlegen, würde ein Tag des Friedens und des Segens sein nicht bloß für die katholische Kirche. Er würde den christlichen Völkern Europas die Freiheit bringen, nach der sie nun seit so langen Jahrhunderten schon sich sehnen; er würde gestatten, die Fäden der Liebe und Versöhnung wieder inniger zu ziehen zwischen den christlichen Konfessionen, die heute in so schroffer Feindschaft und Bitterkeit einander gegenüberstehen.“ Es wohnen in Europa noch ein paar Dugend Millionen Menschen, die am katholischen Kirchenwesen hängen: mit inniger Liebe, wie sie selbst, mit Fanatismus, wie die Gegner sagen. Ob die nun den Papst zu den wesentlichen Bestandtheilen ihres Kirchenwesens rechnen, ob sie einen Papst haben wollen oder nicht: Das geht uns Freidenker, Protestanten oder wie wir uns sonst nennen wollen, gar nichts an. Brauchen sie aber einen Papst, so hätte es trotz allen guten Verkehrsmitteln unserer Zeit keinen Sinn, wenn sich das kirchliche Oberhaupt der Franzosen, Rheinländer, Bayern, Spanier, Italiener mitten unter die Türken und Schismatiker jenseits wollte. Den Gegensatz der Konfessionen und den daraus entspringenden Streit halte ich nicht für ein Unglück, sondern für einen Segen und für eine Nothwendigkeit; ihn mit Gift und Galle im Herzen und mit vergifteten Geisteswaffen oder gar mit Pulver und Blei zu führen: dazu nöthigt doch wahrhaftig nicht die Anwesenheit des Papstes in Rom. Den Satz von der Freiheit verstehe ich nicht. Das Papstthum hat in den Zeiten seiner weltlichen Herrschaft auch gegen die Freiheit viel gesündigt. Aber heute ist es nicht der Papst, der auf Sizilien hungernde Arbeiter niederschleusen läßt, der in Gegenden, die uns näher liegen, nationalen Minderheiten den Gebrauch ihrer Muttersprache verbietet und Unzählige ins Gefängniß sperrt, weil sie ihre verfassungsmäßigen Rechte ausgeübt haben, etwa das Recht der freien Meinungsäußerung oder das Koalitionsrecht.

Welches immer auch das Schicksal dieses merkwürdigen Buches in der Gelehrtenwelt sein mag: etwas Gutes wird es ohne Zweifel stiften; es wird außerhalb dieser kleinen Welt das Interesse für die ersten Jahrhunderte des Christenthumes wecken, die der Masse selbst der Gebildeten so völlig unbekannt sind. Es wird den Gebildeten einen Begriff von dem reichen Geistesleben und von den Verfassungskämpfen dieser Gründungsperiode geben und den Wunsch erregen, es möchten die heute mit solchem Eifer betriebenen Forschungen das Dunkel aufhellen, das den Entstehungsprozeß der altkatholischen Kirche immer noch bedeckt, obwohl deutlich erkennbare interessante Einzelheiten in solcher Fülle, wie sie Visco hier darbietet, daraus hervorschimmern.



Roland Bismarck.

Seit jeder Einzelne, kraft der verbrieften kapitalistischen Parasitenfreiheit, Antheil am Genuß und an der Leitung der Künste hat, das ganze Leben der modernen Kulturmenschenheit von holden Dekorationsmotiven umflossen ist, bemüht sich auch die monumentale Skulptur, einen Stil hervorzubringen, der mit den Leistungen unserer noch freigiebig das Nachttüpfchen des Arbeiters schmückenden Kunstindustrie korrespondirt. Im Jargon des breiten Massenrealismus oder theatralisch aufgepugter Sentimentalität schmeichelt die der fürstlichen Baukunst blutverwandte Bildnerei den Ansprüchen der denkfaulen Menge. Das profane Anschauungsbedürfniß hat sich in den Straßendenkmälern eine historische Bilderbibel erfunden, mit deren Hilfe nationale Geschichte nach offizieller Anleitung buchstabirt wird. Indem die Masse sich die Künstler zu Diensten zwingt, verlangt sie von diesen, ihrer primitiven Begriffsförmigkeit entsprechend, Darstellungen von banal sinnfälliger Deutlichkeit. Das demokratische Selbstbewußtsein mit der konstitutionell gefährdeten Staatsauffassung begegnet dem von einengenden Befehlen erzeugten und genährten Herrschergroll; dem bronzenen Volkshelden wird die marmelsteinerne Pracht des dynastischen Heroenthums entgegengestellt. Politische Plastik! Das Publikum dieser Kunst für Alle, das vom Proletarier bis zur Exzellenz reicht, will, daß der feierlichst Ausgehauene jedenfalls aussehe, wie man ihn „im Leben gekannt hat“. Wie könnte es anders sein? Barbarisch ist ja nicht solcher vulgäre, dem engen materialistischen Empfinden aber natürliche Wunsch, sondern der Umstand, daß den Massen die Macht, der Kunst Befehle zu diktiren, zugefallen ist, daß der aristokratisch geborene Künstler der Dampfkraft indisciplinirter Instinkte eben so unterworfen ist wie der Händler oder parlamentarische Politiker. Gewatter Schneider kontrollirt die Hosen eines Denkmahlhelden, der Schuster die Stiefel, der Soldat die Uniform und der Gang des Pferdes und der heftig denkende Zeitungleser kritisiert an der Hand von Leitartikeln den Ausdruck des Gesichtes. Am Sockel mag dann, wenn oben die Alltagslogik befriedigt ist, die Bildung ideale Allegorien entziffern. Die Schule forzt vor, daß solche Bilderräthsel stets im Geiste des Hellenismus gegeben und verstanden werden, daß die verdorrten Hülsen antiker Kulturfrüchte herbstlich durch unsere ganze Civilisation rascheln. Nur das theaterhaft Eindeutige hat Geltung; denn lebendige Empfindungen sind vieldeutig und es gehört Geist dazu, sie philosophisch zu gruppiren. Wer die Hilflosigkeit unseres Geschlechtes dem natürlichen Gefühl gegenüber an einem bequemen Beispiel studiren will, beobachte die Besucher des neuen Pergamon-Museums. Die erhabenen Bruchstücke können Temperamente zu Thaten entflammen, das Kulturgleichniß eröffnet der idealen Unternehmungslust weite Perspektiven;

das sehr kluge Publikum aber blättert professorenhaft im Katalog und lernt vergessene Götternamen auswendig. Darum versteht es die mythologischen Metaphern der Denkmalkunst so gut. Vor den plastischen Berühmtheiten der Straße finden sich alle „Schichten der Bevölkerung“ einmüthig in der Bewunderung des hellenischen Ideals. Leider verhindert diese nationale Idiosynkrasie, daß der Realismus sich konsequent auslebt und dem plastischen Bildwerk neben der Form auch die Farbe des Lebens verleiht. Man denke nur: die Siegesallee naturalistisch angemalt! Und noch eine Schlußfolgerung bleibt zu ziehen, wenn die Skulptur sich im Geiste jener Malerei, deren oberster Priester einer Anton von Werner ist, vervollkommen will. Was der Zeit fehlt, ist das plastische Panorama. Wir sehnen uns nach dem Todesritt von Mars-la-tour in Marmor, nach der Erstürmung der Takusforts in farbigem Thon, — mit wirklichem Wasser.

Einer so gearteten Kunst ist die Aufgabe zugewallen, nachdem die Städte des Reiches mit Sieges- und Kaiserdenkmalen versorgt sind, dem ersten Kanzler würdige Standbilder zu schaffen. Dieser suggestiven Aufgabe gegenüber flackert nun doch ein Rest poetischen Empfindens auf und wir erleben, daß der große Stoff den Bildhauern die Unzulänglichkeit ihrer üblichen Mittel und Mittelschen fühlbar macht. Sofort aber geräth der Künstler auch mit seinen Auftraggebern in Konflikt. Den guten Bürgern ist es einerlei, ob es sich um Brangel, Schulze-Delitzsch oder Bismarck handelt; sie wollen das übliche Postament und den Kanzler darauf, wie sie selbst ihn auf der Straße gegrüßt haben. Der Bildhauer ahnt Etwas von der genialen Lebensenergie, die im Organisator des Reichsgedankens verkörpert war, und sucht in den Kammern seiner Phantasie nach einem Symbol, das dem Leben lebendig antworten könnte. Die Kaiser Wilhelm und Friedrich! Lieber Gott: Das ließ sich machen. Das war Handwerk. Aber diese Individualität sträubt sich noch als Erinnerungsmumie gegen die Schablone und der Geist des Toten klopf mit überlegenem Spott an das Allerheiligste der Künstlerseele, ob nicht ein einziger Ewigkeitsgedanke darinnen wohne. Doch nur zaghaft antwortet es dem prüfenden Ruf; und tritt eine Idee schließlich ans Licht der Sonne, so ist es ein weltfremdes Wesen, gekleidet in verstaubte Gewänder längst verschollener Romantik. Doch selbst hiergegen revoltirt der Bürger; die Menge schreit: wir wollen nicht Poesie, sondern Wahrheit!

Der Grundirrtum liegt im System. Die Künstler glauben, einer großen Idee im Straßendenkmal gerecht werden zu können. Der Held des Pantheon als Park- und Promenadendekoration! Die in Stein gefaßte Monumentalpoesie, die heroischen Gefühlskomplexen antwortenden Silhouetten, der in Form erstarrte, plastisch umschriebene Seelengehalt: diese Bestandtheile wahrhaft großer Denkmalskulptur fordern die Folie der Architektur, wie der

Ton die Resonanz. Auch diese alte Wahrheit setzt sich allmählich wieder durch; doch auch ihr gegenüber verräth sich der im langen Schlandrian mäßig gewordene Kunstverstand. Die artistische Logik wird nicht zu Ende geführt und die Folge ist ein neues Kompromiß.

Eine lehrreiche Konkurrenz um ein Bismarckdenkmal hat Hamburg erlebt. Dort ist ein Werk mit dem ersten Preise gekrönt und zur Ausführung bestimmt worden, das mit deutlicher und darum verstimmender Absicht von der naturalistisch-hellenistischen Schablone abweicht und die Aufgabe im Wesentlichen architektonisch faßt. Darob ist nun wie über eine große That gejubelt worden; selbst Berufene versichern, eine neue Aera der Denkmalkunst beginne mit dieser Arbeit. Einmüthig haben Jury und Kommission sich für das Werk entschieden und fast eben so einmüthig hat die Bürgerschaft Hamburgs in den dort sehr umfangreichen Zeitungspalten der „*Oeffentlichen Meinung*“ ihrer Entrüstung Ausdruck gegeben. Das ganze Schauspiel — das von einem gewissen Standpunkt, des großen Interesses wegen, erfreulich ist — beweist wieder, wie beschämend gering unsere Kultur ist. Wenn es eine „*Richtung*“ giebt, so ist Alles trefflich, denn ein offizieller Maßstab nimmt dem Urtheil des Einzelnen die Verantwortung; es kommt nur zu ärgerlichen Kämpfen, wenn es unerläßlich wird, eine Kunstmode durch eine neue zu ersetzen. Seit Jahren schon wird gegen den Portraïtnaturalismus der Denkmalkunst geschrieben; die Schriftsteller haben immer wieder betont, der psychische Gehalt einer Aufgabe müsse monumental zum Ausdruck gebracht werden. Nun endlich antwortet eine That der Forderung; denn das Alles haben Schaudt und Lederer in ihrem Entwurf zur Wahrheit gemacht. Man sieht jetzt aber klar, wie wenig es sich dabei um Prinzipien handelt; und die alte Weisheit, die auszusprechen man sich fast schämt: daß nur das *Wie* in der Kunst gilt, kommt noch einmal zu Ehren.

Das hamburger Denkmal ist für eine Anhöhe in der Nähe des Hafens gedacht. Von Bruno Schmitz haben Schaudt und Lederer gelernt, wie man die natürlichen Terrainsilhouetten architektonisch zu übersteigern hat, um Monumentalwirkungen zu erzielen. Als Architekturleistung im Sinne von Schmitz's Thurmgedanken ist der Entwurf gut und auch selbständig genug. Auf den nach oben sich verjüngenden Unterbau hat Lederer, den steifen Silhouetten des Architekten folgend, eine in Gothic gekleidete Rolandsfigur gestellt, der zwei Adler zu Füßen hocken. Die Gestalt im grade herabfallenden Mantel, mit senkrechtem Schlachtschwert schließt sich der Architektur formal logisch, aber leblos an. Das fertige Werk, das auf der Anhöhe durch seine Dimensionen weithin sichtbar sein wird, kann eine starke dekorative Note im Stadtbild werden und jedenfalls bedeutender wirken als etwa die berliner Siegessäule. Aber es wird ein Leuchtturm des nationalen Gedankens

sein, eine Hausfäule, ein granitenes Reichsplakat; niemals ein Bismarckdenkmal. In etwas anderen Worten sagen die Bürger das Selbe; ihre Gründe jedoch weichen ab. Sie wollen einen Bismarck, wie sie ihn gesehen haben, den konventionellen Portraitfisch im akademischen Musenreigen. Trotzdem sich nun die gekrönte Leistung über solche Irthümer erhebt, leitet sie nicht im Geringsten eine neue Ära ein. Diese stilistisch-symbolische Richtung der Skulptur mußte eines Tages kommen. Malerei, Kunstgewerbe und Architektur bewegen sich längst im „Jugendstil“; nun schwenkt die dekorative Plastik auch ein und man wird es erleben, wie stolz die guten Hamburger, die sich heute noch ärgern, nach fünf Jahren auf das Erstgeburtrecht ihres Denkmals sein werden. Die Mode war längst reif für die erste That; nun werden weitere Werke dieses Stils schnell folgen. Aber es ist gut, sich zu erinnern, daß eben so laut von einer neuen Epoche gesprochen wurde, als das Palais Mosse den staunenden Berlinern enthüllt wurde, als Nakart seine Riesenleinwände der Öffentlichkeit übergab und Sudermann seine „Ehre“ offenbarte. So Etwas verfliegt wieder und dient nur der öffentlichen Meinung zur gesunden Emotion. Der hamburger Fall zeigt deutlich, wie geartet die Vorstellungen von Bismarcks Persönlichkeit sind. Ein gothischer Roland, in dreißig Meter Höhe gegen den blendenden Himmel gesehen, ein landsknechtartiger Schlachtenvorbeter genügt den Gelegenheitstheologen der entscheidenden Kommission für ihr Verehrungsbedürfniß. Das kennzeichnet die Schätzung des Genies. Wie Viele giebt es wohl, die von dem Selbstbezwinger innere Freiheit gelernt haben: nur sie wären kompetent, über ein Denkmal, das ihm gerecht werden soll, abzuurtheilen. Das würde dann ein Wallfahrtsort sein. Dieses wird eine Ehrendürftigkeit.

Mit der Originalität der Schöpfung ist es nicht weit her. Die Architektur ist abgeleitet von Schmitz und Ballot; aber doch konsequent und mit gesundem Gefühl. Alles in Allem eine erstreuliche Leistung der jungen, sich endlich vom Gipsornament befreienden Baukunst. Lederers Modell hat viele Ahnen in der Kunstgeschichte. Das wäre an sich nicht unbedingt entscheidend, wenn der Künstler, dem eine nicht gewöhnliche böhmische Virtuosen-geschicklichkeit zu Gebote steht, aus den Anregungen ein neues Ganzes zu machen gewußt hätte. Das Rolandsymbol ist im Grunde banal und hat selbst vor dem allegorischen Apparat der Begaschule nicht innere Größe voraus. Es ist neuer als die hellenistischen Gleichnisse in Bronze und Marmor, nicht tiefer. Diese platthafte Gemeinverständlichkeit, der Zeitungsgeruch darin, die Aufdringlichkeit der in Stein gefaßten Parlamentsphrase: das Alles ist für den stillen Verehrer der großen Persönlichkeit äußerst fatal. Dieses ist nicht die Pose der Siegesallee, aber die „sejessionistische“; nicht ein produktives Temperament hat Bleibendes geschaffen, sondern ein sehr geschickter Nachempfänger den Baum kräftig geschüttelt, als die Zwetschen reif waren.

Das nationale Bismarckdenkmal bleibt zu schaffen. So lange Kommunen oder Höfe den Auftrag erteilen und viele Sinne befriedigt sein wollen, scheut das bildende Genie vor diesen Aufgaben zurück. Nur unter dem Mäcenatenthum eines Einzelnen könnte Etwas entstehen, das den Besten der Nation zum Orte der Andacht wird. Fürst Herbert hätte aus dem Mausoleum seines Vaters ein Nationaldenkmal machen können. Kreis hätte es an einem selbstgewählten Plage des Sachsenwaldes bauen müssen, so, wie ers in seinem nur mit einem dritten Preise ausgezeichneten Entwurf der Konkurrenz vorgeschlagen hat: als Pantheon. Durch den Wald wandelt man hinauf, tritt durch die weltabscheidende Pforte und wird durch Dunkel in den Raum geführt, wo ein erhabenes Bildwerk aus feierlicher Architektur herauswächst: eine Verkörperung des rastlosen Bautriebes in der Menschennatur, des die Nothwendigkeit lenkenden und von ihr gelenkten faustischen Herrscherwillens, des höchsten, erhabensten Verantwortlichkeitsgefühles. Vielleicht könnte Klingers gesammelter Kraft der Wurf gelingen, solchem Bildwerk eine Ewigkeitsform zu finden; daß Kreis der Mann wäre, mit ihm Großes zu vollbringen, hat er bewiesen. Es kommt ja nicht auf die „Richtung“ an. Der Riese muß von einem seines Geschlechtes begriffen werden; dann ergiebt sich die Form von selbst und wird staunend als die allein richtige erkannt. Nicht der Menge zu Dank darf das Werk angelegt sein; wie Bismarck im Anfang von Haß und Wuth umheult war, so wird auch das seinem Geiste kongeniale Denkmal den leidenschaftlichen Widerspruch herausfordern müssen.

Die dauernde Umgestaltung der Kunstwerthe, die alle Bräden zur Vergangenheit zerstört und nur den Fernblick dahin vom diesseitigen Ufer gestattet, vollzieht sich im Stillen und nach Gesetzen, deren leises Wirken den Meisten verborgen bleibt. Es kann nicht geleugnet werden, daß ein schwacher Abglanz dieser Kulturarbeit in dem hamburgischen Denkmal sichtbar ist; und in diesem Sinne mögen Anspruchslosere von dem Ergebniß der Konkurrenz immerhin befriedigt sein. Im Grunde aber schadet solche vorzeitige Verflachung und Popularisirung den kaum sich ihrer selbst bewußt werdenden neuen Ideen mehr als das absolut Feindliche. Wenn diese Massenpoesie Lederers — wie es sehr wahrscheinlich ist — Recht behält, so ist die fortzugende Kraft des echten, wahrhaft großen modernen Kunstgedankens in den Fundamenten erschüttert. Sollte sich Herr Omnis schon jetzt dieser einzigen Hoffnung auf Kunstkultur bemächtigen und in seiner Weise damit verfahren, so ist der Zukunft das Urtheil gesprochen und der Koriolanstolz der paar schaffenden Genies mag sich bei Zeiten an den Gedanken gewöhnen, daß es einst nöthig sein wird, auf der Gasse zu betteln: Eure Stimmen! Eure sagen Stimmen!

Lieutenant Velsen.

Bei der „Feldmarschall-Kneipe“, wie die Weinstube genannt wurde, in der die zahlreichen verabschiedeten Militärs, die in der kleinen Stadt lebten, sich jeden Vormittag zum Raisonitrappell zu versammeln pflegten, war auch heute eine stattliche Korona besammet. Die Zahl der Herren, die dort ihre halbe Flasche Mojel oder Rothwein tranken, war vielleicht noch etwas größer als sonst, denn am Morgen war das neueste Militär-Wochenblatt erschienen und hatte zahlreiche Veränderungen und Verabschiedungen gebracht, die nun lebhaft erörtert wurden. Namentlich die plötzliche Pensionirung eines den Meisten persönlich bekannten Hauptmanns, der noch vor kurzer Zeit während seines Urlaubs als Gast am Stammtisch gewirthet hatte, erregte großes Aufsehen und man zerbrach sich den Kopf darüber, was ihn veranlaßt haben könne, so plötzlich seine Verabschiedung zu erbitten. Vor allen Dingen aber sprach man auch davon, wie sich fortan wohl seine Zukunft gestalten möge. Man wußte, daß er eine zahlreiche Familie besaß, aber nur über ein geringes Vermögen verfügte, so daß er gezwungen sein würde, sich nach einer anderen Thätigkeit umzusehen.

„Ja, ja, meine Herren“, nahm da ein General das Wort; „wenn man Das immer so wüßte, was war und was wird! Zwei banale Fragen; und ihre Antworten enthalten unser ganzes Geschick. Das ist mir vor vielen Jahren einmal so recht klar geworden, als es sich um einen mir lieben Kameraden handelte; und wenn ich wüßte, daß ich die Herren nicht langweile . . .“

Der General sah sich im Kreise um. Man merkte dem alten Herrn an, daß er darauf brannte, seine Geschichte zu erzählen, und selbstverständlich widersprach ihm Keiner.

„Es ist schon lange Jahre her,“ hub er an, „und ich stand damals in J. in Garnison, wo ich das dortige Jäger-Bataillon befehligte. Ich kann wohl sagen, daß es die schönste Zeit meiner militärischen Laufbahn war. Höhere Vorgesetzte wohnten nicht in der Stadt, ich war der selbständige Herrscher aller Ruhen, die außerdienstlichen Verhältnisse waren die denkbar angenehmsten und der Dienst an der Spitze einer Truppe, die aus ausgesuchten Mannschaften bestand, war die reine Freude. Das Offiziercorps war tadellos, selten sah ich ein besseres, und unter den jungen Offizieren war besonders einer, der mir gleich am ersten Tage durch seine ganze Erscheinung, durch seine Haltung, na, überhaupt in jeder Hinsicht auf das Vortheilhafteste auffiel. Seinen wirklichen Namen wüßte ich nicht nennen; sagen wir, er hieß Velsen.“

Also Velsen war, wenn ich mich nicht irre, damals, als ich das Bataillon übernahm, zweiundzwanzig Jahre alt; aber trotz seiner Jugend hatte er in seinem ganzen Wesen etwas sehr Festes, sehr Bestimmtes und Ruhiges. Er war selbst ein hervorragender Schütze, ein brillanter Egerzitter und Turner und besaß die große Gabe, Das, was er selbst konnte, Andere in einer so leichten, fast spielenden Art zu lehren, daß seine Leute bei allen Besichtigungen und Vorstellungen stets den Vogel abschossen. Und wie ich ihn im Dienst sogar älteren Kameraden oft als Muster hinstellen konnte, so auch außer Dienst. Seine Eltern waren tot, aus einer Familienstiftung bekam er einen Zuschuß, der so gering war, daß ich oft nicht begriff, wie er mit seinen Mitteln reichte. Er

machte Alles mit, war stets tadellos angezogen, hatte keinen Pfennig Schulden und immer baares Geld in der Tasche. Stets war er heiter, lustig und lebenswürdig. Dabei ehrgeizig, ohne ein Streber zu sein, im Verkehr zuvorkommend, ohne zu kriechen. Alle mochten ihn gern, ich an der Spitze, und ich kann wohl sagen, ich habe ihn wie einen Sohn geliebt. Er ging bei uns aus und ein, auch meine Frau schloß ihn in ihr Herz und ohne Wissen ging es fast nicht mehr bei uns. So war es natürlich, daß ich ihn, als der Posten neu besetzt werden mußte, zu meinem Adjutanten machte; und während der drei Jahre, die wir dann zusammen gearbeitet haben, lernte ich seine glänzenden Fähigkeiten naturgemäß noch näher kennen. Er war ungemein begabt, mit einem militärischen Blick ausgestattet, der mich auf das Höchste in Erstaunen setzte, und von einem Talent, anzuordnen und zu disponiren, das bewundernswert war. Er verstand die große Kunst, einen Befehl so abzufassen, daß er absolut nicht mißverstanden werden konnte, — na, und Ihnen, meine Herren, brauche ich nicht erst zu sagen, wie unendlich schwer Das ist.“

Ein zustimmendes Gemurmel wurde laut und der Herr General benutzte die Pause, um sich die Lippen anzuseuchten; dann fuhr er fort:

„Für mich war es klar, daß Belsen eine große Zukunft vor sich hatte. Ich habe immer die Ansicht vertreten, daß man es einem neugeborenen Lieutenant, wenn er zum ersten Mal vor der Front steht, ganz genau ansieht, ob aus ihm Etwas wird oder nicht. Ausnahmen giebt es natürlich — ich erinnere nur an Mollke —, aber die Ausnahmen bestätigen bekanntlich nur die Regel. Ich mußte, Belsen werde es einst weit bringen, ich prophezeite ihm wenigstens eine Division und die höheren Vorgesetzten, die oft mit mir über ihn sprachen, stimmten mir vollständig bei. Natürlich mußte er auf die Kriegsakademie. Ich ließ ihm Zeit, damit er sich gründlich vorbereiten könne; und wie ich gar nicht anders erwartet hatte, bestand er das Examen spielend und wurde einberufen. Als er nach drei Jahren zurückkam, hatte er das Zeugniß für den Generalstab in der Tasche. Zuerst wurde er für ein Jahr, dann dauernd in die große Bude kommandirt und von ganzem Herzen freute ich mich mit ihm über diesen Erfolg und diese Auszeichnung.“

Der Zufall fügte es, daß ich das Kommando über mein Bataillon an dem selben Tag in andere Hände legte, wo Belsen zum ersten Mal zum Generalstab einberufen wurde. Bei dem Abschiedessen, das für uns Beide zugleich stattfand, versprach Belsen mir auf meine Bitte, auch in Zukunft in mir seinen besten Kameraden und treuesten Freund zu sehen und mich stets brieflich über sein körperliches Befinden, über seine Arbeit und seine Thätigkeit auf dem Laufenden zu erhalten. Das geschah auch; im Anfang korrespondirten wir fleißig, dann aber wurden die Briefe nach und nach seltener und schließlich hörte die Korrespondenz ganz auf.

Da kam der Tag, den ich schon deshalb nicht vergessen werde, weil er mein fünfzigster Geburtstag war. Ich hatte mich schon am frühen Morgen gewundert, nicht wie sonst mit der ersten Post einen Glückwunsch von Belsen vorzufinden; denn zu den Festen beglückwünschten wir einander regelmäßig. Als aber auch am Mittwoch noch keine Zeile von ihm da war, fing ich an, unruhig zu werden. Was war mit ihm los? Jugend ein Unglück mußte ihm zugestoßen

sein. Gegen Abend kam, wie immer, die Ordnung und brachte mir unter den vielen Dingen, die der Erledigung harften, auch das Militär-Wochenblatt. Da ich Gäste bei mir hatte, wollte ich es ungelesen bei Seite legen, aber schließlich warf ich doch einen Blick hinein. Und das erste, was ich las, lautete: „Hauptmann Velsen vom Großen Generalstab in Genehmigung seines Abschiedsgesuches der Abschied mit der gesetzlichen Pension bewilligt“ . . . Meine Herren, ich glaubte, der Schlag sollte mich rühren . . . Velsen verabschiedet! Er sollte seine glänzende Carriere, seine große militärische Zukunft geopfert, freiwillig auf Alles verzichtet haben? Das konnte, das durfte nicht sein. Und doch: schwarz auf Weiß hielt ich die Schreckenskunde in der Hand und las sie immer und immer wieder. Was war vorgefallen? Was hatte ihn veranlaßt, so plötzlich zu gehen? Ich habe Ihnen erzählt, wie nah Velsen mir stand; so können Sie sich denken, wie mich die Nachricht erschütterte. Und mit keiner Zeile hatte er sich an mich gewandt, mit keinem Wort mir gegenüber sein Vorhaben geäußert! Was lag vor? Ich wollte, ich mußte es wissen. Ein Telegramm, das ich an ihn absandte, brachte mir die Mittheilung, daß er noch in Berlin sei. Ich nahm sofort Urlaub und fuhr zu ihm. Trotzdem ihm die Stunde meiner Ankunft unbekannt war, hatte ich das Glück, ihn zu Haus zu treffen. Obwohl ich ihm jähnte, weil er seinen Abschied eingereicht hatte, freute ich mich doch auf das Wiedersehen mit ihm; aber als er mir nun gegenüber stand, erkannte ich ihn kaum wieder. Seit ich ihn zum letzten Male gesehen hatte, war er ein ganz Anderer geworden: sein Humor, seine frische Lebendigkeit waren verschwunden und er, der nur wenig über dreißig Jahre alt sein mochte, machte den Eindruck eines alten, müden Mannes. Und ohne daß er mir sagte, wußte ich, daß Schweres ihn bedrückte, daß große innere Kämpfe seinem Entschluß, die Armee zu verlassen, vorausgegangen waren.

Ich drang in ihn, sich mir anzuvertrauen, und schließlich rückte er mit der Sprache heraus. Und wie so oft, galt auch hier das Wort: *Où est la femme?*

Auf der Eisbahn hatte er ‚sie‘ an einem schönen Nachmittage kennen gelernt; er hatte ihr einen kleinen Dienst leisten können und daraus hatte sich eine harmlose Unterhaltung entwickelt. Wie sich bald herausstellte, waren sie Beide Meister in dem Sport des Eislaufes; sie liefen zusammen, zeigten einander neue Kunststücke und, last not least, fanden Gefallen an einander. Velsen glaubte, in der jungen Dame, der er sich vorgestellt, die aber natürlich ihren eigenen Namen nicht wiedergeannt hatte, ein junges Mädchen kennen gelernt zu haben, das nicht nur sehr hübsch, sondern ihm auch gesellschaftlich ebenbürtig war, und so bat er für den nächsten Tag um ein neues Zusammentreffen, das ihm auch gewährt wurde. Er hat mich versichert, zu dieser Bitte habe ihn lediglich der Wunsch getrieben, mit einer ihm gewachsenen Partnerin dem Sport huldigen zu können; und ich glaube ihm. Aber: kleine Ursachen, große Wirkungen. Dem ersten Zusammentreffen folgte bald ein zweites und drittes, schließlich sahen sie sich täglich, und wenn Das aus irgend einem Grunde doch nicht angängig war, korrespondirten sie mit einander. Die junge Dame war nicht zu bewegen, ihren Namen zu nennen oder irgend welche Auskünfte über ihre Familie zu geben, und Velsen gab es endlich auf, weiter in sie zu bringen, da er jedesmal die Antwort erhielt: „Genügt es Dir nicht, daß wir uns lieben? Ist Deine

Liebe etwa davon abhängig, daß Du weißt, wer ich bin?' Sie waren glücklich in ihrer Liebe, bis eines Tages das furchtbare Erwachen kam. Eines Nachmittags stürzte das junge Mädchen zu ihm ins Zimmer, gestand ihm unter Thränen, daß sie die Folgen ihres Verkehrs nicht mehr verheimlichen könne, und beschwor ihn auf den Knien, sie nicht zu verlassen, ihr die Ehre wiederzugeben und sie zu heirathen. Und nun erst erfuhr er, wen er so oft in seinen Armen gehalten, geküßt und geliebt hatte: das junge Mädchen war die Tochter eines kleinen Beamten, der seinem einzigen Kinde unter großen Opfern eine gute Schulbildung hatte zu Theil werden lassen. Na . . . Um es kurz zu machen, meine Herren: nachdem sie ihm mit den heiligsten Eiden geschworen hatte, vor ihm noch nie einen Mann geliebt zu haben, gab er ihr in der Bestürzung des ersten Augenblickes, von Mitleid getrieben und von dem Wunsche geleitet, ihre Thränen zu trocknen, sein Ehrenwort, sie zu heirathen. So weit ich es zu beurtheilen vermag, hätte ihn in manchem anderen Beruf dieses Eheversprechen nicht gezwungen, seinen Abschied einzureichen; als Offizier aber mußte er gehen; erstens, weil er das vorgeschriebene Kommissvermögen nicht besaß, dann aber auch, weil seine zukünftige Frau nach Dem, was vorgefallen war, gesellschaftlich in Offizierkreisen einfach unmöglich war.

Meine Herren, ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu schildern, wie mich seine Worte erschütterten. Unfähig, einen Gedanken zu fassen, starrte ich den armen Belsen an, der entsetzlich unter seinem Schicksal litt. Offen und ehrlich gestanden: ich begriff nicht recht, wie er sich hatte verleiten lassen, übereilt und unüberlegt das Heirathversprechen zu geben. Denn ich glaube, darüber sind wir doch wohl Alle einig, daß Belsen auch dann der Ehrenmann geblieben wäre, der er war, wenn er mit Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung des jungen Mädchens und mit Rücksicht auf seine ganze Zukunft dieses Versprechen nicht gegeben hätte.

„Was nun, Belsen?“ fragte ich, als er geendet hatte.

„Ja, was nun?“ gab er resignirt zurück. „Jetzt heißt's, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Was wird, wie und ob es überhaupt glückt, wer kann's sagen?“

Bis in die späte Nacht saß ich bei ihm; und als ich ihn endlich verließ, da war mir, als hätte ich einen lieben Menschen plötzlich durch den Tod verloren. Ich wußte, ich würde ihn nicht wiedersehen . . . Und ich habe ihn auch nie wiedergesehen.“

„Und was wurde später aus Belsen?“ fragte theilnahmevoll ein alter Oberst, als der General jetzt schwieg und langsam und feierlich sein Glas leerte, als weiße er es dem Andenken eines braven Kameraden.

„Wie es vorauszusehen war“, antwortete der General, „wurde die Ehe natürlich so unglücklich wie nur irgend möglich. Beide litten entsetzlich unter Dem, was der Heirath vorausgegangen war, und Belsen konnte seine Verabschiedung nicht überwinden. Zu dem Unglück im Haus gesellte sich die Noth um das tägliche Brot. Belsen besaß nichts als seine Pension, die für ihn allein vielleicht gereicht hätte, die für eine Familie aber unmöglich reichen konnte. Er wohnte und lebte in den bescheidensten, um nicht zu sagen ärmlischen Verhältnissen, er schränkte sich ein, so weit er's vermochte, aber die Sorge wich nicht von seiner Schwelle. In der größten Noth wandte er sich einmal an die Familien-

stiftung, die ihn früher unterstützt hatte; aber seit er die Ehe geschlossen hatte, lebte er für die Seinen nicht mehr. Noth lehrte arbeiten. Und er hat versucht, was er konnte, um Geld zu verdienen. Er mußte verdienen, nicht nur für sich und seine Frau, sondern vor allen Dingen für seinen Jungen, den er abgöttisch liebte. Was hat er nicht Alles angefangen, um es zu was zu bringen! Wir wissen ja, wie schwer es für einen verabschiedeten Offizier ist, eine Thätigkeit zu finden. Als Reisender und als Agent hat er sein Glück versucht, er hat sich vor keiner Arbeit, vor keiner Demüthigung gekümmert; aber so oft er sich um eine feste Anstellung bewarb, war ihm seine frühere Laufbahn hinderlich: Allen war es unangenehm und peinlich, einen ehemaligen Generalstabsoffizier als Angestellten zu haben. Jedemal, wenn er versuchte, durch seine früheren Beziehungen und Verbindungen Arbeit zu finden, erhielt er die Antwort: Ja, wenn Sie nicht verheirathet wären, dann ließe sich vielleicht Etwas für Sie thun, aber so . . .⁴ Und ein Achselzucken war dann der Schluß der Rede.

Das Alles habe ich erst viel, viel später erfahren, als er mir einen ganz verzweifelten Brief schrieb. In der höchsten Noth wandte er sich an mich und fragte an, ob ich ihm drei Jahre lang ein jährliches Darlehen von zweitausend Mark gewähren wolle. Nach drei Jahren sollte ich die Summe zurückhalten. Er habe einen Plan, den er mir heute noch nicht auseinandersetzen könne, der ihm aber Muth und Kraft zu neuer Arbeit geben und ihn dereinst ruhig sterben lassen würde. Natürlich erfüllte ich seine Bitte; ich hatte ihm so oft vergebens meine Hilfe angeboten, daß ich mich aufrichtig freute, ihm durch die That beweisen zu können, daß ich nach wie vor sein bester Freund war. In heißen Worten dankte er mir und bat mich, ihm die jährlich versprochene Summe in vierteljährlichen Raten zu senden, deren Empfang er mir jedesmal bescheinigen werde. Und diese geschäftsmäßig abgefaßten Quittungen waren das Einzige, was ich von ihm als Lebenszeichen erhielt.

Die drei Jahre gingen dahin, da erhielt ich, wenige Tage, nachdem ich die letzte Rate an Velsen abgesandt hatte, durch einen Rechtsanwalt die ausgeliehenen sechstausend Mark zurück und zugleich ein Schreiben, das mir das Blut in den Adern erstarren ließ. Velsen hatte das Geld, das ich ihm geliehen, benutzt, um die Prämie einer Lebensversicherung, die auf den Namen seines Sohnes lautete, zu bezahlen. Nach drei Jahren war die hohe Summe, für die er sich eingekauft hatte, auch bei Selbstmord fällig; und ohne Arbeit, ohne Verdienst, ohne eine Möglichkeit, jemals für die Seinen sorgen und für die Zukunft seines Sohnes Etwas zurücklegen zu können, war er aus grenzenloser Liebe zu seinem Kinde freiwillig in den Tod gegangen. Die Zinsen des Kapitals reichten aus, um fortan die Seinen vor aller Noth zu schützen.

Sehen Sie, meine Herren: Das ist die Geschichte, die ich Ihnen erzählen wollte . . . Das Lebensschicksal eines Offiziers, der zu Großem berufen schien, der später im Kampf mit dem Leben ruhmlos sterben mußte und den die Welt verurtheilte, weil er sich selbst den Tod gab.“

Der General schwieg und blickte in Gedanken versunken vor sich hin; und Niemand wagte, ihn zu stören.



Selbstanzeigen.

Freunde und Gefährten. Meisterdichtungen auf einzelnen Blättern. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.

Einzelne Gedichte auf einzelnen Blättern — jedes für sich käuflich — sollen in erster Linie Erdmann in den Stand setzen, sich seine eigene Anthologie nach völlig freier Wahl zu schaffen. Art und Weise ihrer Zusammenstellung sollen dem persönlichen Ermessen überlassen bleiben. An keinen fremden Geschmack mehr gebunden, auf dem denkbar kleinsten Raum und in denkbar bequemster Form unter Vermeidung aller unnützen Kosten gerade Das und immer genau Das, was der Einzelne für seinen speziellen, jeweiligen Zweck begehrt und braucht, zusammen zu haben —: Das ermöglicht zum ersten Male diese Sammlung. Sie tritt schon mit ihrem Beginn — dem ersten Tausend ihrer Blätter — in einem Umfang und einer Reichhaltigkeit vor die Öffentlichkeit, wie bisher keine andere sie aufzuweisen vermag. Schon in diesen tausend ersten Blättern muß und wird Jeder wenigstens einen Theil Dessen finden, was er sucht, und schon jetzt sollen sie ihre hundertfach verschiedenen Zwecke erfüllen, von denen hier wenigstens einige berührt seien. Denn wenn die innere Nothwendigkeit dieses Unternehmens seinen Werth besser als alle Worte beweist und es in Wahrheit seiner Absicht, ein volksthümliches zu werden, nahe kommt, so gehen diese Blätter in ungezählter Menge überall von Hand zu Hand: ob hier eine Mutter aus den Eltern- und Kinderliedern ihr Kind die ersten Reime lehrt oder selbst Echo und Trost für eigene Freuden und Schmerzen bei ihnen sucht; ob der Lehrer seine Schüler anweist, aus den gesprochenen Gedichten zu

ganzen Wägen
gejungenen Ge-
ben so mühsam
ende den Bedarf
ast einer kleinen
ochte, oder der
er in die Tasche
te; ob hier ein
ebige Menge in
sich in diesen
Sammlung er-
ser Meisterdich-
igen Grundsatz:
Werth oder nur
e wahre Lebens-
mir dieser dich-
eigenen hinaus
was so Vielen
y Maday.

sehen und zu lernen, was bloßer der kostpreilige Anschaffung eines
erforderte, oder der Verein an seine Mitglieder die am Abend
dichte vertheilen läßt, die bis dahin mühsam abgeschrieben oder e-
zusammengesucht werden mußten; ob der sich zu einer Reise Rüst-
der nächsten Zeit zusammenstellt, den er früher nur mit dem Ball-
Bibliothek, und auch so noch unzureichend, zu bestreiten vern
Spazirgänger bei seiner Wanderung in die Natur ein paar Blätt
schiebt, die er sonst mit der Last eines Buches beschweren muß
Blatt dem Briefe als Gruß beigelegt wird oder dort jede klein
eigener Auswahl als Geschenk dient: immer und überall muß
und hundert anderen Fällen leicht und rasch der Zweck dieser
füllen, den ihr Name verspricht. Schon das erste Tausend die-
tungen wendet sich somit an alle Kreise. Geleitet von dem ein-
Alles auszuschließen, was entweder keinen eigenen dichterischen
rein literarhistorische Bedeutung besitzt, mit einem Wort: was kein
dichtung ist, habe ich nur da eine Ausnahme gelten lassen, wo
terische Werth durch die lange Gunst weiter Volkskreise über den
erfetzt zu sein schien und ich nicht glaubte, fortlassen zu dürfen,
schon zum Gemeingut geworden war. John Henry

rt a. M.
alle zweckvolle,

Saisisch. Erzählungen. Südwestdeutscher Verlag, Frankfurt.
Der Held meines Buches hat, einem Zeitstrom folgend,

wenn man will, ethische Gestaltung des Daseins abgelehnt und sein ganzes Erleben auf den verfeinerten Verstand und eine unaushaltbare Einbildungskraft gestützt. Die Darstellung des Haschischrausches bot mir die Möglichkeit, den Inhalt dieser verfehlten Jugend, als einer Kette seltsamer Sensationen, in dem Brennpunkt einer einzigen Nacht zusammenzufassen und zugleich alle Schranken der Wirklichkeit — besonders des Raumes und der Zeit — zu durchbrechen. Das Erwachen aus dem Rausch künden die Schlussworte an: „Ich war von einer schrecklichen Krankheit genesen, die mich schon dem Tod hatte ins Antlitz schauen lassen; was aber nun mit der neuen Gesundheit beginnen?“ Ich glaube, die letzte Konsequenz einer Lebensanschauung unerbittlich gezogen zu haben, die heute als Gegenwirkung gegen das verlogene Pathos der herrschenden Sittlichkeit und die schablonenhafte Entgeistigung unseres äußeren Lebens viele feinere Gester ergreift und ihre Fruchtbarkeit hemmt.

Oskar A. D. Schmitz.

Marianne Wildenberg. Piersons Verlag, Dresden. Preis brochirt 4 Mark.

Meine erste größere Erzählung ist ein Buch der Liebe geworden, dem ich nur den Wunsch mit auf den Weg geben will: Möchte es einige Freunde finden! In ihm versuchte ich meine Ansichten über Liebe und Ehe niederzulegen. Ich schilderte, wie eine wahrhaft ideale Liebe zwischen Mann und Frau in unserer Zeit kaum noch anzutreffen ist, wie die verkehrten Sittenbegriffe, die sich die Menschen selbst erschaffen haben und nach denen Töchter und Söhne erzogen werden, diese wahre, große Liebe ertöten, ersticken müssen, wie die Ehe heutzutage mehr oder weniger nur noch eine Versorgung, ein Handel, ein Geschäft ist. Auch wollte ich einer Klasse von Menschen, die mir besonders auf die Nerven fallen und die man leider überall — nicht blos in „Wellershausen“ — findet, den Philistern und Pharisäern männlichen wie weiblichen Geschlechtes, einen Spiegel vor die Augen halten und ihnen zurufen: Schaut nur hinein und erfreut Euch an Eurem Bilde!

Hans Karljen.

Goethe und Schiller. Im Werden der Kraft. Stuttgart 1902, Karl Krabbe.

Das Buch will nicht etwas dem literarisch gebildeten Publikum längst Bekanntes, die Zeichnung der Jugendgeschichte und der Jugenddichtung Goethes und Schillers, in nur wenig anderer Form wiederholen. Die Tiefen ihres Jugendlebens sollen aufgeschlossen und in diesem Wühlen und Währen, in diesem Ringen und Streben, in ihrem titanischen Fühlen und Sehnen, das doch ein so heftiger Drang nach edel menschlicher und harmonischer Ausgestaltung beherrscht, die Mächte ihrer Geistes- und Charakterentwicklung aufgedeckt werden. Durch dieses bis zu ihrem dreißigsten Jahre reichende Doppelportrait jugendlicher Persönlichkeitsbildung möchte ich aber dem aufstrebenden Geschlecht zugleich das Auge öffnen für Das, was wahrhaft deutscher Wesensart eigen und förderlich ist. Das Werk ist ein Wort an die Gegenwart, ein Versuch, ihr zu zeigen, wohin der Werdegang unseres Lebens gehen muß: wie der an sich berechtigte realistische Zug der Zeit doch für die Bedürfnisse unseres Volkes unbedingt einer Väterung, Vertiefung und Vergeistigung bedarf.

Bremen.

Julius Burggraf.

Fanny Roth. Eine Jung-Frauengeschichte. Hermann Seemann, Leipzig.

In dieser kleinen Geschichte wollte ich darstellen, wie das jungfräuliche Mädchen, selbst wenn es zu den hochbegabten gehört, wie die junge Künstlerin Fanny Roth, nicht fähig ist zu bewusster Wahl in der Ehe, „weil das Mädchen im Banne seines unerlösten Blutes überhaupt nicht wählen, überhaupt nicht entscheiden kann“. Erst dann, wenn das Blut beruhigt ist, wenn der rothe Nebel nicht mehr vor den Augen wogt, ist das Weib weis geworden zur Wahl, zur Erkenntniß des richtigen Mannes, der nach aufstrebenden Gattungsgrößen zu ihr gehet, um mit ihr „das Eine zu zeugen, das mehr sein soll als Die es schufen . . .“ Darum ist es auch nicht zufällig, sondern mit Absicht dargestellt, daß Fanny Roth schon nach ganz kurzer Bekanntschaft dem Mann in die Arme sinkt, zu dem sie am Wenigsten gehet: als der Stärkste, der Männlichste, der Gegenständigste tritt er in ihr Leben, mitten in ihrer sehnsüchtigen Mädchenzeit, wo sie, vertieft in ihre künstlerische Arbeit, doch seltsam beunruhigt ist von irgend einem fernem Kauschen und Branden, dem feierlichen Pathos des rothen, verlangenden Stromes, der warm und üppig durch ihren Körper fließt. Erst als Frau kommt sie zur Besinnung und zur Kenntniß jenes fremden Mannes, den sie geheirathet hat, ohne zu wissen, wer er war. Eine decidirte Zweitheilung des Buches war nöthig: Fanny Roth als Mädchen und als Frau. Darum mußte auch der erste Theil, der das Mädchen in der Zeit seiner gefährlichsten Sehnsucht darstellt, in aufsteigender Linie rückwärts bis zu jener Brautnacht entwickelt werden, die der Höhe- und Wendepunkt ihres bisherigen, der Anfangspunkt ihres neuen Lebens ist. Engherzige Beurtheiler werden mir die Schilderung dieser Brautnacht sehr verübeln. Gewiß ist das Ausmalen intimer Vorgänge abstoßend und verwerflich, wenn es lediglich diese Dinge „an sich“ betrifft, wenn es dürftiger und alleiniger Selbstzweck ist; nicht aber da, wo es in enger Verbindung mit ernsten, schicksalschweren Gedanken und der nothwendigen Grund und Boden ist, aus dem die Fäden des Lebens emporsprossen, — blickartig beleuchtet, wie graue, dämmernde Zinnen, die uns täglich von ferne grüßen. Der zweite Theil gipfelt endlich, nach schweren Krisen, Stürmen und schmerzgeborenen Erkenntnissen, in der erlösenden That der Trennung: „Weit hinter ihr lagen die Leiden des Mädchens. Als erlöster Mensch, frei wie die Dinge im Raum, hielt sie ihr Geschick in der eigenen Hand. Tausend Möglichkeiten lagen, der Befruchtung harrend, in ihr: das ungezeugte Kind in ihrem Schoß, das zum Licht kommen mochte, wenn sie den guten Genossen fand oder wenn sie stark genug war, allein ein Schicksal zu formen. Und tausend Freuden der Seele und tausend frohe Kräfte, die da in der Weige schliefen. Und auch ihr Theil von dem großen Leid der Natur, vom Schmerz der Welt . . . Aber Fassung lag über Allem, was kommen mochte. Ihre Leiden und Freuden — Das fühlte sie — konnten sich nun anpassen der trostreichen Milde, dem lächelnden Begreifen der Natur; nun, da die Sehnsucht, die allein keine Fassung erträgt, von ihr genommen war, — die Sehnsucht des Geschlechtes . . .“

Wien.

Grete Meißel-Geß.

Drei Staatsanleihen.

Der niedrige Zinsfuß ist zu verlockend. Täglich steigt der Rentenkurs und alte, solide Finanzmänner haben ihre Freude dran. Die großen Aktiengesellschaften gedeihen nicht mehr. Wenigstens wird in diesem Genre nicht Neues mehr geschaffen; nur Kapitalabrundungen, Fusionen, Sanierungen führen zu neuen Aktienemissionen. Dafür aber taucht der Urdäber Hausrath wieder auf, — die Rentengeschäfte, auf die einst unsere soliden Bankfirmen so stolz waren.

Zwei Sorten von Rentengeschäften muß man sorgsam unterscheiden. Bei der einen haben die Staaten von dem niedrigen Kursstand den Nutzen, daß sie billig verzinsliche Anleihen aufnehmen können. Bei der anderen wirkt der gestiegene Zinsfuß nur indirekt; er drängt das Publikum zu Anleihen zweifelhafter Art, wenn sie nur 1 oder 2 Prozent höhere Zinsen versprochen. Zu der ersten, vornehmen Sorte gehört die Konversion der ungarischen Rente. Ungarn hat eine ganz merkwürdige Entwicklung durchgemacht. Sein Staatskredit war im Ausland allerlei Schwankungen unterworfen. Und doch ist verhältnißmäßig früh eine — allerdings garantierte — ungarische Goldanleihe auf einen so niedrigen Zinsfuß gestellt worden, wie er sonst nur in viel westlicheren Ländern üblich ist. Die Uebernahmekonfortien und auch die Kapitalisten hatten dabei freilich einen ganz besonderen Extraprofit am Kurs. Denn die ungarische Goldrente, die heute weit über Pari steht, wurde im Jahre 1882 mit etwa 73 gehandelt, verzinst sich also mit ungefähr 5½ Prozent. Gerade das ungarische Beispiel spricht für die alte Lehre, daß Staaten, die auf eine schnelle Entwicklung hoffen, klug handeln, wenn sie ihren Gläubigern 1 Prozent Zinsen mehr bewilligen, dafür aber sich einen höheren Uebernahmekurs ausbedingen. Denn schreitet die Entwicklung im erhofften Tempo vorwärts, so kann man den Zinsfuß herabsetzen. Was man aber einmal zu wenig an Kapitalwerth erhalten hat, bekommt man nie wieder zurück: Das ist der Profit der Kapitalisten. Ungarn hat namentlich in Deutschland einen merkwürdig guten Ruf. Man spricht von ihm wie von einem Wunderlande der Zukunft. Warum? Die liebe österreichische Schlammperci bietet dem immerhin jugendfrischen Magyarenstaat ja eine wirkliche Folie; in Ungarn fördert man die Industrie und bemüht sich, alle Kräfte der Volkswirtschaft durch staatliche Unterstützung zu stärken. Trotzdem ist der hohe Ruhm wohl ein Bißchen übertrieben und nicht zum geringsten Theil auf die Lobhudeleien der jüdisch-ungarischen Presse zurückzuführen, die damit einen etwas überschwänglichen Dank für die unbedingte jüdische Vorherrschaft in Ungarn abstattet. Jedenfalls ist es eine Folge dieses Ruhmes, daß man nicht nur Ungarn jetzt einen vierprozentigen Zinsfuß bewilligt — Das wäre ja nichts Besonderes —, sondern daß der ungarische Staatsminister wagen kann, seine vierprozentigen Staatsobligationen glatt in vierprozentige Stücke umzutauschen, die auf Kronenwährung lauten. Damit ist das Gelingen der österreich-ungarischen Salutaregulierung insofern becheinigt, als der Beweis für das Vertrauen der auswärtigen Finanzwelt zur österreich-ungarischen Goldwährung erbracht ist. Die Ungarn scheinen viel eiferfüchtiger als die Oesterreicher bemüht, in Bezug auf die Goldwährung keine Konzessionen zu machen, — vielleicht, weil sich an den Namen ihres Landmannes Bekkerle die Reorganisation des österreich-ungarischen Finanzwesens knüpft.

Es handelt sich bei der ungarischen Konversion um keine Kleinigkeit; über 1100 Millionen ungarischer Werthe werden davon betroffen. Wie die Transaktion volkswirtschaftlich wirken wird, läßt sich vorläufig noch gar nicht sagen. Vielleicht ist die Konversion das beste — wenn auch ein unfreiwillig gewähltes — Mittel zur Industrieförderung, weil große Kapitalmassen dabei in Bewegung gesetzt werden und weil viele Leute sich mit niedrigerem Zinsfuß nicht begnügen, sondern lieber bei industriellen Unternehmungen witschmausen wollen.

Wie Ungarn, so profitirt auch Rußland wieder von dem billigen Zinsfuß. 300 Millionen Mark der neuen Anleihe sollen demnächst in Deutschland und Holland zur Subskription aufgelegt werden. Das ist in gewissem Sinn ein politisch bedeutames Ereigniß; denn wenn es auch nicht zu den Seltenheiten gehört hat, daß große Beträge von Obligationen russischer Eisenbahngesellschaften an deutschen Börsen untergebracht wurden, so ist doch seit anderthalb Jahrzehnten eine selbständige russische Anleihe mit direkter Unterstützung der deutschen Finanzmächte nicht mehr aufgenommen worden. Seit Bismarck 1886 der Seehandlung die Beleihung russischer Papiere verbot und damit einen höchst originellen Finanzkrieg begann, war das Schwergewicht der russischen Puppenspiel nach Frankreich hinübergeglitten. Der französische Geldmarkt zeigte sich eine Weile sehr aufnahmefähig; und da die Russen der französischen Eitelkeit zu schmeicheln verstanden, erhielten sie jede Summe, die sie brauchten. Und sie brauchen nicht gerade wenig. Der russische Etat für das Jahr 1901 — der neueste ist mir im Augenblick nicht zugänglich — sah bereits 275 Millionen Rubel an ordentlichen Ausgaben für den Staatsschuldendienst vor. Das gesammte Schuldkapital, das Rußland an äußeren und inneren Anleihen zu verzinsen hat, wird unter Einfluß der neuesten Anleihe auf etwa 6¼ Milliarden zu beziffern sein. Das ist eine ungeheure Schuldenlast; und nur etwa 1½ bis 1¾ Milliarden sind als Bahnschulden zu rechnen. Vielleicht haben solche Erwägungen die französischen Bankleute veranlaßt, vorläufig auf die Unterbringung russischer Anleihen zu verzichten. Eigentlich sollte man meinen, gerade die Zeit, wo für Ostasien ein franko-russisches Bündniß mit Emphase angekündigt wird und Herr Doubet sich zur Meerfahrt nach Petersburg rüstet, müsse der Emission neuer Russentittres in Frankreich günstig sein. Allerlei Gerüchte behaupten denn auch, pariser Financiers hätten sich um die Anleihe beworben. Herr Rantkewitz, der Direktor der Deutschen Bank, war vor einiger Zeit in Petersburg; und an diese Geschäftsreise haben sich natürlich Kombinationen verschiedenster Art geknüpft. Angeblich wollte die Deutsche Bank gemeinsam mit dem Crédit Lyonnais die Anleihe übernehmen. Sehr glaubhaft klingt diese Legende nicht; schon deshalb nicht, weil die Franzosen eben thatsächlich mit Russenwerthen überfüllt sind.

Der russischen Anleihe ist bei dem heutigen Geldstand der Erfolg sicher. Das Publikum hat eine gewisse Vorliebe für russische Werthe; es hat bisher ja auch damit keine schlechten Erfahrungen gemacht. Eine andere Frage ist freilich, ob die gute Meinung, die das Ausland von der russischen Finanzwirtschaft hat, wirklich begründet ist. Rußlands Goldwährung ist eine Zweihauspflanze; sie entspricht durchaus nicht den Verhältnissen eines Agrarstaates, wie Rußland es noch immer ist. Die russische Industrie ist vorläufig mit ausländischem Geld geschaffen und die hohen Schutzzölle dienen einstweilen nicht, wie

vielleicht anderswo, dem Schutz heimischer Kapitalisten, sondern sind bestimmt, ausländischen Geldgebern eine Extraprämie zu sichern. Als Agrarstaat ist Rußland von den Ländern, auf die sein Export angewiesen ist, abhängig; freilich ist sein Hauptexportartikel, Getreide, ein den Handelskontrahenten heute unentbehrliches Nahrungsmittel. Wittes Industriepolitik vermehrt vorläufig aber die Abhängigkeit vom Ausland. Mit Recht hält man Rußland für ein reiches Land. Unermeßliche Schätze ruhen ungehoben in seinem Boden. Nur kann dieser tote Reichtum leider nicht zu Zinszahlungen benutzt werden. Je weiter die Entwicklung eines Landes vom Agrarstaat zum Industriestaat vorschreitet, um so größere Mengen mobilen Kapitals bringt es hervor und wird so allmählich in den Stand gesetzt, wegen der Menge des vorhandenen Baargeldes auf niedrigem Zinsfuß zu leben und sich vom Ausland zu emanzipiren. Witte, der seine Sache versteht, hatte vermuthlich den Wunsch, durch die künstliche Züchtung einer Industrie die Entwicklung zu beschleunigen. Das Experiment wäre als glänzend gelungen zu betrachten, wenn sich hinter den Schutzzollmauern wirklich eine national russische Industrie entwickelt hätte. Da aber das Ausland vorläufig einen ganz überwiegenden Theil an der russischen Industrientwicklung hat, ist der Erfolg bis jetzt noch ein durchaus negativer: die Dividenden der russischen Aktiengesellschaften wandern eben ins Ausland. Sie schaffen nicht in Rußland selbst neues Kapital, sondern in Belgien, Frankreich, Deutschland, England. So wird das russische Reich von Fremden ausgebeutet und bleibt von ihnen abhängig. Jahr vor Jahr müssen neue äußere Anleihen aufgenommen werden; es sieht aus, als ob die alten Zinsversprechungen nur durch Kontrahierung neuer Schulden erfüllt werden könnten. Herr Witte hat das große Glück, Finanzminister einer absolutistischen Monarchie zu sein; die parlamentarische Kritik hat er nicht zu fürchten, die Zeitungen kann er verbieten, wenn sie ihm zu unangenehm werden, und obendrein hat er selbst noch ein sehr gutes Preßorgan zur Verfügung, das sein Loblied recht laut singt. Deshalb gilt er immer noch als der Mann, dem Rußlands Größe zu danken ist; und deshalb können unsere Finanzgruppen russische Anleihen als erstklassige Anlagen verkaufen. Ich muß gestehen, daß auch ich lange der Ansicht war, Rußland werde schließlich auf eigenen Füßen den Entwicklungsgang zum Industriestaat antreten. Diese Hoffnung scheint sich jedoch nicht zu erfüllen. Dann aber stukt die Bonität der russischen Anleihen auch für Den, der nicht glaubt, daß die jüngst auf dem Newstijprospekt entrollte rothe Zahne als ein den Kapitalisten schreckendes Symptom zu betrachten ist.

Im Uebrigen kann ich nur immer wieder hervorheben, daß volkswirthschaftlich die Hergabe unseres billigen Geldes an Rußland zu bedauern ist. Entweder erfüllen sich Wittes Hoffnungen doch eines Tages noch; dann haben wir uns einen fürchtbaren Konkurrenten großgepöppelt. Oder Rußland bleibt vom Ausland abhängig; dann wird es nach dem mit unserem Gelde bezahlten Ausbau seiner Bahnlinsen Amerikas Heute; namentlich die sibirische Bahn dient der Vorbereitung der amerikanischen Invasion. Wo und wann aber hat je schon die hohe Finanz nationalen Bedenken Einfluß auf ihre Entschlüsse gestattet?

Wenn wir bei der ungarischen Konversion und bei der russischen Anleihe sehen, wie eine Legende die Finanzgeschäfte erleichtern kann, so erinnert uns die neue griechische Anleihe daran, daß auch Griechenland einst durch eines frommen

Mythos Wirkung für seine Anleihen Abnehmer im Ausland fand. Unsere humanistische Schulbildung hat damals schweres volkswirtschaftliches Unglück verschuldet; hätten wir nicht die Gestalten Homers und der hellenischen Tragiker so lieb gewonnen, dann hätten wir den Neugriechen nicht unser Geld anvertraut. Das selbe Motiv führte in England zur Unterstützung des griechischen Freiheitskampfes. Und seitdem dauert die Pampwirthschaft. In den achtziger Jahren brach der Strom hellenischer Anleihen auch nach Deutschland hinein; dann kam der Bankerott und der Treubruch. Als das Geld verloren war, zeigte sich zum Ueberfluß auch noch, daß die Nachkommen der homerischen Helden zu Opretten-soldaten geworden waren. Nach dieser Erfahrung kommt man nun mit einer neuen griechischen Anleihe und hofft, die etwas höheren Zinsen werden trotz der fehlenden Sicherheit Käufer finden. An die deutschen Börsen freilich wird man die Anleihe nicht bringen; aber man veröffentlicht doch in deutschen Blättern hochtönende Prospekte, worin man sogar von Rechtsgarantien zu sprechen wagt. Das neue Griechenland und verbrieft Rechte: solche Worte sollte man vor zurechnungsfähigen Leuten wirklich nicht mehr in einem Athem nennen. Plutus.



Notizbuch.

Von den vielen Briefen, die mir über die neueste Bewegung im katholischen Lager zugegangen sind, möchte ich einen abdrucken, weil er mit scharfsichtiger Sachkenntniß und anerkannterwürthlicher Mäßigkeit über die Vorgänge urtheilt, die, namentlich seit Ehrhards Buch und die ihm allzu häufig zustimmende Rede des innsbrucker Professors Wahrmund bekannt geworden sind, meist mit mehr Heftigkeit als Verständniß besprochen werden. Von der Sitte, protestantischen Lesern nur ganz verzerrte oder mindestens tendenziöse Darstellungen katholischen Kulturlebens zu bieten, sollte man sich in Deutschland endlich befreien. Auch wer im Katholizismus den Todfeind sieht, muß doch den Wunsch haben, diesen Feind zunächst kennen zu lernen. Bisher ist deutschen Lesern noch nicht einmal verrathen worden, daß der Professor Ehrhard an Stellen, wo er sie wahrscheinlich selbst nicht erwartet hatte, Unterstützung gefunden hat. Von Männern, die es wissen können, höre ich, daß der Breslauer Kardinal Kopp bei der Kurie sehr nachdrücklich für Ehrhard eingetreten ist und daß der Kardinal-Staatssekretär Rampolla, einer der Schwarzen Männer unserer Zeitungsschreiber, einer sehr hohen deutschen Dame, die ihn für Ehrhards Buch freundlich zu stimmen versuchte, geantwortet hat, falls überhaupt — etwa von Wien aus — der Antrag gestellt werde, das Buch mit einem Censurverbot zu treffen, so werde der Bescheid wahrscheinlich ablehnend ausfallen. Der wesentliche Inhalt des Briefes, den ich erhielt, lautet:

„Auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens ist unter den Katholiken Europas, Amerikas und Australiens eine Bewegung für Reformen entstanden. Wer den Tablot, die vorzüglich geleitete englische Kirchzeitung, liest, kann feststellen, daß dort die Frohen kirchlicher Traditionen, zum Beispiel über den eigentlichen Ursprung des Rosenkranzgebetes und andere, mit einer so

wohlthuenenden Offenheit erörtert werden, wie sie bei uns zur Zeit noch unmöglich wäre. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Review von St. Louis ein anerkanntes Organ echt kirchlicher Reform auf den einzelnen Gebieten des inner- und auferkirchlichen Lebens geworden. In Italien hat die soziale Frage zu heißen Kämpfen geführt, die Veranlassung gab, auch die Auffassung der Katholiken aus einem veränderten Hyperkonservatismus auf die berechnigte Höhe moderner Anschauungen zu heben. In Frankreich hat Monsignore Mignot, der Erzbischof von Albi, ein wissenschaftliches Programm für den Katholizismus des zwanzigsten Jahrhunderts aufgestellt, das in seiner lichtvollen Klarheit allen Anforderungen unserer Zeit gerecht wird. In Oesterreich ist Professor Ghehard mit seinem bekannten Buche hervorgetreten, wodurch die Geister — nicht nur in Oesterreich — zur Aussprache und Verständigung über einschneidende Fragen des wissenschaftlichen und religiösen Lebens hingeführt werden sollen. In Portugal regen sich die Katholiken mit Macht, um durch entschiedenen Zusammenschluß im politischen Leben und durch scharfe Bertheidigung der katholischen Kirche in der Presse eine Besserung der zerfahrenen Verhältnisse herbeizuführen. In Australien hat man Alles modernisiert, um die katholische Kirche im Kampf ums Dasein nicht ins Hintertreffen gelangen zu lassen. Ueberall pulsirendes Leben, neue Vorschläge und Pläne, eifriges Bestreben, zu bessern. Wenn nicht in jedem einzelnen Fall die gewählten Mittel in jedem Punkt dem zu erreichenden Zwecke genau angepaßt waren, so hat Das keine besonders große Bedeutung. Ein kleiner Mißerfolg deckte den begangenen Fehler auf und dann wurde bald Besserung geschafft. Im Allgemeinen kann man sich nur recht von Herzen freuen, wenn in weiten katholischen Kreisen der Gedanke langsam zum Durchbruch kommt, daß neue Zeiten neue Mittel erfordern, daß man in kommenden Geisteskämpfen neben dem Schilde des Gebetes auch das haarscharf geschliffene Schwert der intellektuellen Ueberlegenheit führen muß, wenn man bei der Bertheilung von Sonne und Schatten — so wichtigen Faktoren des Kampfes — nicht überdortheit werden will.

In Irland hatte diese moderne Bewegung nur ganz geringe Wellen geschlagen. Schärfste Zuspitzung der Gegensätze im ökonomischen Streit ließ Gelehrte, Priester und Volk nicht zur Ruhe kommen und so ergab sich eine gewisse Stauung in der Praxis, die dadurch nicht beseitigt wurde, daß andauernd Forderungen erhoben wurden, die auf eine Besserung der Bildungsanstalten im katholischen Sinne abzielten. Einer der besten lebenden Romanschriftsteller, der, weil Katholik, weil katholischer Priester, nur in engen Kreisen bekannt geworden ist, hat in seinen Romanen in der lebenswürdigsten Form auf die Schäden hingewiesen, an denen Irland krankt, an denen das treu katholische Volk langsam zu Grunde gehen wird. Obgleich die Winke nicht unbeachtet blieben, fehlte doch immer noch eine Zusammenfassung, die ex professo sich mit den irischen Verhältnissen beschäftigten, die zur Aussprache anregen, die einen Kampf der Meinungen erzeugen und dadurch greifbare Reformvorschläge ins Leben rufen sollte. Weihnachten 1900 erschien nun bei Simpkin, Marshall, Hamilton, Kent & Co. Limited in London und bei Hodges, Figgis & Co. Limited in Dublin ein Buch, das Aufsehen erregte. Im November 1901 konnte schon die sechste Auflage erscheinen, über deren Höhe ich allerdings nicht unterrichtet bin. Michael J. J. Mc Carthy B. A., T. C. D. und Barrister-at-law, bespricht den Zeitraum von

1895 bis 1900 unter dem Titel: *Five years in Ireland*. Dieses Buch hat die merkwürdigsten Mißverständnisse hervorgerufen. Zunächst ist es nicht besonders gut disponirt und leidet erheblich an dem Umstande, daß der Verfasser viele Fragen anschnaidet, deren Beantwortung er in einem folgenden Buch zu geben verspricht. Ferner ist der Ton der Darstellung sehr lebhaft, manchmal sogar heftig, wodurch die Argumente viel von ihrer Kraft verlieren. Endlich ist der Verfasser leicht zu Verallgemeinerungen auf Grund von vereinzelt Vorkommnissen geneigt, was als unwissenschaftlich bezeichnet werden muß. Für Jeden, der Irland kennt, unterliegt es nun auf der anderen Seite keinem Zweifel, daß der Verfasser an sehr vielen Punkten den Finger auf offene Wunden gelegt hat. Allen Klassen und Gesellschaftskreisen weist er vor, daß sie über vergangenem Unrecht brüten, dadurch isolirt werden und so den geistigen wie materiellen Ruin des Landes fördern helfen. Der Drang nach Rache und der fortwährend gehegte Gedanke, wie man das verhaßte England demüthigen könne, nehmen alle Kräfte der Nation in Anspruch und verhindern jeden modernen Aufschwung, der allein im Stande wäre, die Mittel zu gewähren, den Engländern heimzuzahlen, was sie durch drei Jahrhunderte an den Iren gesündigt haben. Der katholische Klerus ist aus dem Volke hervorgegangen, nimmt Theil an diesem ganzen Schmen des irischen Volkes und macht sich so in gewissem Sinn zum Mitschuldigen an den Folgen dieses Systems. Wo der Verfasser diese Dinge berührt, hat er den ungetheilten Beifall Aller gefunden, die ein besonderes Vergnügen an jeder Blossstellung des katholischen Klerus haben. Ich muß durchaus zugestehen, daß die meisten der heftigen Vorwürfe des Verfassers gegen die irische Hierarchie aller Grade eine gewisse Unterlage haben, muß jedoch auch als objektiv Denkender die Verallgemeinerungen auf Grund eines spärlichen oder gar zweifelhaften Materials als durchaus unberechtigt entschieden zurückweisen. Wenn demnach unter dem irischen Klerus in nationaler und kirchlicher Beziehung auch Vieles faul ist, so ist die Darstellung Mc Carthys doch nicht als vollkommen getreue Schilderung der Uebelstände anzusehen; man begreift, daß die Aufnahme des Buches in Irland eine durchaus feindliche war und daß die Feinde der katholischen Kirche ihm jubelten. Wer ein Buch mit Verstand zu lesen weiß, kann aus diesem viel lernen, vor Allem aber, daß kritische Dinge auch kritisch zu behandeln sind; und dieser Grundsatz scheint dem Verfasser fast unbekannt zu sein.

Nicht mit der selben schroffen Ablehnung, immerhin aber mit Protesten wurde das Büchlein des Monsignore Rignot über das wissenschaftliche Programm des Katholizismus bedacht. Der Bischof von Nancy trat in einer Schrift gegen die Ideen des Buches auf, erfuhr aber auf der ganzen Linie den schärfsten sachlichen, wenn auch ruhig gehaltenen Widerspruch. Die Art, wie der streitbare Bischof von Nancy gegen die katholische Laienwelt und einige ihrer Führer auftrat, muß man leider maßlos nennen. Während ich schreibe, wogt der Streit hin und her und es ist noch nicht abzusehen, welches Ende er nehmen wird.

Ehrhards Buch über den Katholizismus im zwanzigsten Jahrhundert hat es im Laufe von fünf Monaten schon zu acht Auflagen gebracht. Im Anfang war der Widerspruch im katholischen Lager schüchtern; nach und nach hat er aber größeren Umfang angenommen. Der Dompfarrer Braun in Würzburg, P. Schweykert aus der Gesellschaft Jesu, Baron von Morsey und Sophie Wörres

in Wien sind die Hauptcruser im Streit; sie haben unter dem Patronate des Kardinals und Fürsterzbischofes Dr. Gruscha von Wien die ganze Sache aus dem Stadium der verstandesmäßigen Erörterung in die Volksversammlungen hineingetragen. Der Redemptorist P. Nöhler hilft ihnen getreulich an dem Werk, das nicht geeignet ist, Probleme lösen zu helfen, sondern nur, Leidenschaften aufzustacheln. Professor Schrörs in Bonn und der Jesuit P. Dahr haben sich in maßvoller Form und in bedingt anerkennender Weise über das Buch ausgesprochen, obwohl sie nicht unerhebliche sachliche Ausstellungen machen. Im Pastor Bonus hat der trierer Seminarprofessor Dr. Einig, der bekannte Gegner Beschlages, das Buch fast ganz abgelehnt, ohne in die thörichten Anklagen eines Braun, die Insinuationen Schweykerts, die plumpen Angriffe Morseys oder die unbelakaten Denunziationen eines Nöhler zu verfallen. Die ganze konzentrische Heise gegen Ehrhard hat natürlich den Zweck, ihn aus seinem Lehramte in der theologischen Fakultät der wiener Universität zu verdrängen. Es ist tieftraurig, daß der alternde Kardinal von Wien sich von den genannten Elementen behörden ließ, den Volksversammlungen beizuwohnen, in denen diese unwürdige Heise betrieben wird. In wohlthuemendem Gegensatz dazu steht die Thätigkeit eines anderen Kardinals, der die Kurie rechtzeitig über die große Bedeutung des Buches so aufklärte, daß die von jenen Männern so sehnlichst gewünschte Censurierung Ehrhards nicht erfolgen wird. Dem trierer Professor Einig, der die Gelegenheit benutzte, um, nach dem Muster des Bischofes von Nancy, den Laien und der katholischen Presse mit verbindlichem Lächeln einige herbe Hiebe zu verfehen, hat sein Vorgehen in der Wlänischen Volkszeitung eine so gründliche Absuhr eingetragen, daß ihm und seinem Auftragsgeber dabei bang geworden sein mag.

Wie in Frankreich, so ist auch im deutschen Sprachgebiet der Widerstreit der Meinungen im katholischen Lager recht heftig geworden. In beiden Fällen handelt es sich um die Frage, ob der Hyperkonservatismus oder ein den Zeitverhältnissen entsprechender freierer Geist zum Siege gelangen wird. Man darf jedoch nicht aus dem Auge verlieren, daß dabei keine einzige Frage, die das eigentliche Wesen der katholischen Kirche berührt — kein Dogma, keine Sittenlehre und keine wichtige Frage der Organisation — berührt wird. Der Streit ist interessant für Den, der darin steht, wie für Den, der von außen zuschaut. Viele Katholiken betrachten diesen Geisteskampf mit Mißtrauen oder Angst, weil sie eine innerliche Erstarkung der katholischen Kirche befürchten; andere, denen der Verstand kühl geblieben ist, begrüßen mit Rudolf Eucken diese Bewegung herzlich und versprechen sich von ihr einen allgemeinen Kulturgewinn.*

Seit dem letzten Monat des Jahres 1900 sitzen fünf Direktoren und Aufsichtsräte der Spielhagen-Banken in Untersuchungshaft. Jetzt ist ihnen die Anklageschrift zugestellt worden und die Staatsanwaltschaft hofft, die Hauptverhandlung werde im Juni beginnen können. Dann sind seit dem Tage der Verhaftung anderthalb Jahre verstrichen. In offiziellen Blättern ist gesagt worden, man dürfe sich über die lange Dauer der Voruntersuchung nicht wundern, da es sich um „verwickelte Transaktionen bei neun Gesellschaften“ handle. Das mag richtig sein; und gegen die Nothwendigkeit, die gewissenlosen Mandover schlauer Bankpiraten mit sicher packendem Griff zu entschleiern, soll hier gewiß nichts gesagt werden. Keine Trans-

aktion aber kann so verwickelt sein, daß Sachverständige zu ihrer vorläufigen Aufklärung achtzehn Monate brauchen. Die Strafprozessordnung bestimmt im Paragraphen 201: „Das Gericht beschließt die Eröffnung des Hauptverfahrens, wenn nach den Ergebnissen der Voruntersuchung der Angeeschuldigte einer strafbaren Handlung hinreichend verdächtig erscheint.“ Waren sechzehn Monate nötig, um festzustellen, daß die Brüder Sanden, die Herren Buchmüller, Geurich und Eduard Schmidt einer strafbaren Handlung hinreichend verdächtig sind? Vielleicht; weil die der preussischen Staatsanwaltschaft zugetheilten Beamten für schwierige Handelsprozesse nicht vorgebildet sind und die äußerste Mühe aufwenden müssen, um sich auf diesem fremden Gebiete tastend zurechtzufinden. Solcher Eifer ist rühmendwerth; und wenn, wie in den Finanzprozessen gegen Polke und Sternberg, trotz aller Mühe die Staatsanwälte gegen die Erfahrung der in der Welt des Kapitalismus heimischeren Verteidiger nicht auskommen können, dann darf man die Schuld nicht den Personen zuschreiben. Die Institution, die aus stillerer Zeit stammt, entspricht den heutigen Bedürfnissen eben nicht mehr. Das giebt auch jeder geschulte Staatsanwalt zu. Natürlich soll man nicht Spezialisten züchten, sondern nur dafür sorgen, daß dem öffentlichen Ankläger die Welt der verwickelten Transaktionen nicht ein Bereich schreckender Wirrnis ist und kein Angeschuldigter achtzehn Monate lang in Untersuchungshaft auf den Tag des Gerichtes zu harren braucht.

Im letzten Heft des Jahres 1901 sprach ich von dem Studenten Walter Fischer, der, weil er sein Mädchen getödtet hatte, vom gothaer Schwurgericht zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden war. Ein kranker, psychisch belasteter Junge, der unter dem Gefühl seiner Häßlichkeit litt, den starken Geist spielen wollte, von Eifersucht geplagt war, einen Doppelselbstmord plante und schließlich, als er das Mädchen abgeschlachtet hatte, nicht den Muth fand, sich selbst ins Jenseits zu begeben. Das Reichsgericht, das die gegen Schwurgerichtsurtheile eingelegte Revision fast immer verwirft, hob in diesem Fall das Urtheil auf. Ein Medizinalrath, dessen Patient der Vater des Studenten früher gewesen war, hatte, unter Berufung auf § 52 der Strafprozessordnung, die Aussage über die Gesundheitsverhältnisse des Herrn Fischer senior vertweigert, der ihn von der Pflicht zur Amtverschwiegenheit nicht entbinden wollte. Nach der — ertraglosen — Vernehmung dieses Sachverständigen war der Angeklagte nicht gefragt worden, „ob er Etwas zu erklären habe“. Verletzung der im § 256 St. P. O. gegebenen Vorschrift. Das ist nicht immer ein durchschlagender Revisionsgrund. Diesmal muß der Reichsgerichtsenat wohl aber alle Momente, die auf erbliche Belastung schließen lassen konnten, für erheblich gehalten haben. Das Urtheil wurde also aufgehoben und die Sache zu neuer Verhandlung nach Weimar verwiesen. Wieder forderte Fischer senior von seinem Arzt Wahrung des Berufsgeheimnisses und Fischer junior hatte, als er gefragt wurde, zu diesem Punkt nichts zu erklären. Doch die weimarer Geschworenen waren milder als die Salenrichter der Vorinstanz und statt der zehn Jahre Zuchthaus bekam der Student fünf Jahre Gefängnis. Von den Sachverständigen hatte der Eine, Ganzer, „völlige Unzurechnungsfähigkeit“, der Andere, Binswanger, „verminderte Zurechnungsfähigkeit“ angenommen. Natürlich machte das Gutachten Binswangers, der als Psychiater den Ruf feinsten Erkenntnisfähigkeit hat, den tieferen Eindruck. Die Geschworenen konnten in dieser Lage nichts Anderes thun als: dem Angeklagten milde Um-

stände zubilligen. Allerlei Laiensentimentalität hat sich gegen das Urtheil erhigt und gesagt, es sei ein Skandal, daß Fischer nicht freigesprochen wurde. Dieser Zorn ist ganz unberechtigt. Der Student hat, nach eigenem Geständniß, den Vorsatz gehabt, das Mädchen zu töden, und hat diesen Vorsatz ausgeführt. Daß er die That „in einem Zustand krankhafter Störung“ begangen hat, ist anzunehmen. Wird sie dadurch weniger antisozial? Die Entrüsteten leben noch in den alten Vorstellungen von Verbrechen und Verbrecher. Fischer hat einen Menschen getödet und mußte deshalb für eine Weile wenigstens unschädlich gemacht werden. Auch der entschiedenste Determinist konnte nicht anders urtheilen. Und ob derammerort, wo der arme Junge fünf Jahre lang eingesperrt wird, Gefängniß oder Irrenhaus heißt, ist im Grunde höchst gleichgültig. Ueberlebt der Student dieses Aukstrum des Grauens bei leidlicher Gesundheit, dann war die im Verhältniß zu dem Delikt milde Freiheitsstrafe für ihn vortheilhafter als die Ueberweisung an eine Heilanstalt. Und wird er das Opfer einer deutlich sichtbaren Psychose, dann muß er nach § 493 St. P. O. „in eine von der Strafanstalt getrennte Krankenanstalt gebracht werden.“ Wieder mal also viel Lärm um nichts. Interessant ist an der Sache nur das alte Bild: genau der selbe Thatbestand und dennoch ganz verschiedene Urtheile zweier Instanzen. Darüber hat Hebbel schon das Nöthige gesagt, als er im Neuen Pitaval die Geschichte vom Magister Timius gelesen hatte und entsetzt in sein Tagebuch schrieb: „Gott, Gott, auf welchem Fundament ruht die menschliche Gerechtigkeitspflege!“



Lebendige Stunden.

Sola hat vor zweiundzwanzig Jahren einen Artikel geschrieben, dem er den Titel gab: *L'encre et le sang*. Eine Polemik gegen Cassagnac, der gesagt hatte, ein Politiker sei, als Mann der That, doch ein anderer Kerl als so ein trauriger Held von Stahlfeder und Tintensafß. Das war ein Fressen für den Dichter der Rougon-Macquart, der damals noch nicht ahnte, daß er selbst eines Tages im zähesten Roth politischer Sassenkämpfe einherstampfen würde. Mit neidenswerthem Romantikerstolz zog er für die souveraineté des lettres vom Leder. Wo, rief er, sind heute denn die Reiche Alexanders, Karls, Bonapartes, wo all die Fabelschäpe, mit denen in unruhvoller Geschäftigkeit die Männer der That den Menschenbesiß gemehet haben sollen? Rom ist tot, aber Vergil lebt. Napoleon hat uns in ein Blutmeer geschleppt, Lavoisier die Wurzel unseres Erkenntnißvermögens befruchtet. Die klug geführte Feder tödet sicherer als Hieb und Stich; fragt nur Voltaire, Hugo, Paul Louis Courier. Zappelt Euch nur müde, Ihr Hampelmänner der hohen und höchsten Politik, lächelt, als „positiv Handelnde“, als Männer praktischen Wirkens, verächtlich über den armen Schächer, der in seiner stillen Stube Nächte lang einsam vor seinem Tintensafß sitzt: wer weiß, ob sein Hirn nicht in geräuschloser Arbeit ein Werk zeugt, das alles Denken revolutioniren, das Antlitz der Welt Euch völlig verändern wird? Wir Cerebralmenschen lenken der Völker Sinn, gewähren und

versagen den Nachruhm, wanns uns beliebt; Achill selbst und der schlaue Odysseus wären nie lebendig geworden, wenn Homer nicht ihre Thaten gesungen hätte. Aus diesem letzten Satz hat Herr Sudermann („Das Ewig-Männliche“) einen netten Vers gemacht; und der Grundgedanke der ganzen Diatribe könnte Herrn Arthur Schnitzler zum Plan der „Lebendigen Stunden“ angeregt haben. Könnte; vielleicht kennt der wiener Dichter Zola's Artikel gar nicht. Einerlei. Mir fiel die Literatensehde ein, als ich Schnitzler's jungen Helden dem Vorwurf, seine ganze Schreiberei sei schließlich doch nichts „gegen eine lebendige Stunde“, mit den Worten abwehren hörte: „Lebendige Stunden? Sie leben doch nicht länger als der Letzte, der sich ihrer erinnert. Es ist nicht der schlechteste Beruf, solchen Stunden Dauer zu verleihen, über ihre Zeit hinaus.“ Die kranke Mutter dieses Jünglings, der in der Zeitungswelt schon als ein Großes verheißender Dichter gefeiert wird, hatte gefühlt, daß der Anblick ihres langen Leidens, ihr qualvolles Stöhnen dem Sohn die zur Arbeit nöthige Ruhe nahm, und, um ihn zu befreien, sich selbst getödtet. Sie konnte noch zwei, drei Jahre leben. Und der greise Freund, dem sie Alles war, der letzte Sonnenstrahl in seinem grauen Herbst, schilt in bitterer Rede den cerebrasthenischen Sohn, dessen eitler Poetenwahn die Mutter aus dem Leben getrieben habe. Was, so etwa zürnt der feine Philister, ist Euch stolzen Wesen Leben und Sterben des Nächsten? Ein Stoff, eine Sensation, aus der Ihr ein Bild, eine Melodie, eine spannende Geschichte, ein Drama macht. Ich kannte Einen, der neben seinem toten Puben am Klavier saß und ganz selig blickte, weil ihm eine neue Weise eingefallen war. Und Ihr dünkelt Euch höher als wir einfachen Menschen, die ihren Acker, ihr Gärtchen bestellen und freudig auf alle Ehren der Welt verzichten würden, um für eine Stunde nur ein liebes Leben zu fristen. Beide sprechen Klug. Antonio und Tasso hadern in einer engen Kleinbürgerwelt; und mit dem Sorrentiner könnte der Wiener rufen: „Und wenn der Mensch in seiner Dual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.“ Er wird arbeiten. Und gelingt ihm ein Werk, das Menschenherzen erfreut, kann er seinen Schmerz gestalten, „statt ihn in nutzlosen Thränen hinströmen zu lassen“, dann ist „die Mutter nicht vergeblich gestorben“ . . . Ungefähr so meinte es Zola auch.

Nur war er seiner Sache sicherer. Herr Schnitzler, der keiner Sache ganz sicher ist, hat die Artisten ohne zärtliches Vorurtheil in der Nähe gesehen und an mancher schamlosen Exhibition sich geärgert. Da ist ein Dretterkönig, der seine intimsten Erlebnisse zu Schaengerichten ausschlächtet. Gestern erst jauchzte das liebe Publikum ihn wieder vor die Rampe, und er neigte mit bescheidenem Stolz das noch immer lockige Dichterhaupt. Jeder wußte: Die sich da zwischen Leinwänden als Prinzessin spreizt, ist die Frau des Verfassers, er selbst Gottfried, der Held des Stückes. Das also haben die Beiden mit einander erlebt. Sehr pikant. Die Kissen des Brautbettes werden gelüftet; und jetzt blinzelt Einer dem Anderen

zu: Das geht gegen den Schwiegervater! Großer Erfolg. Wenn die Frau ihn morgen betrügt, wird der Meister wieder ein Stück daraus machen, Genre Ehebruch, und wieder bejubelt werden. Qualis artifex! Und so war es immer. Hjalmar Ekdal wurde nicht erst in der neudeutschen Herrscherzeit des Photographen geboren. Im Florenz Cosimos findet der von der Reise heimkehrende Maler Remigio seine Frau im Arm eines schlanken Schülers. Die Ehebrecherin tötet in brünstiger Wuth den heißen Vahlen, der ihre Sinne übertrumpelt hat und nun den gehassten Meister mit Schande und Mord bedroht. Und da er die Rasende im Triumphgefühl ihrer Rache über den zuckenden Leib des hübschen Knaben gebeugt sieht, hat Remigio nur den einen Wunsch: die Gelegenheit, die ihm solches Modell schenkt, nicht zu versäumen. Der Schimpf ist vergessen, kein Gedanke fürchtet die Folgen der blutigen That: nur der Artist scheint in dem starren Menschenbild noch zu leben. . . Herr Schnitzler hat dieses kurze Drama, das uns aus einer modernen Bildergalerie mit Traumgeschwindigkeit ins alte Florenz reißt, „Die Frau mit dem Dolche“ genannt. Es ist das schwächste der Einakterreihe, deren innere Einheit der Gesamttitel „Lebendige Stunden“ andeuten soll. Ein tragischer Witz, dessen Haupteffekt längst nicht mehr neu ist. Schon vor fünfzig Jahren haben Barrière und Thiboust ihn in den Filles de marbre angewandt und gezeigt, daß den modernsten Pariser, Moralisten und Dirnen, im Athen der Alexanderzeit Renächmen zu finden sind. Auch hier aber die selbe Idee wie in dem Gespräch zwischen Philister und Dichter, das selbe Streben, den Betrachter, diesmal freilich in anderer Beleuchtung, erkennen zu lassen, wie der Drang gestaltender Kräfte dem Willen zur That die Flügel lähmt, wie der in der Freude des Schauens Lebende, nach Befruchtung der Affociationcentren Lechzende zu entschlossenem Handeln untüchtig wird. Der Maler, der *homme de lettres* steht in dem leidenschaftlich erregten Weibe nur das Modell, das seiner Kunst nützen kann, und bedenkt im Hochgefühl seines Schöpferwahns nicht, daß es die ihm angetraute Frau ist, deren Brunst ihn im Brennpunkt des Willens traf. Die Sinne fast jedes lange mit Kunstmitteln Arbeitenden verfeinern, verzärteln sich so, daß ihm nach und nach ein doppeltes Bewußtsein entsteht und er sich manmal, im heftigsten Affekt sogar, beim Selbstbehorchen ertappt. Er hört sich leben. Er ist außer sich, möchte vor Wuth aufbrüllen und sästigt sich selbst: Pf! Du könntest Kopfschmerzen bekommen und sollst nachher noch ein Feuilleton schreiben! Er lauscht entzückt dem kosen Wort eines Mädchenmundes und unter dem Sig des erregten Paarungstriebes spricht eine Stimme: Woher hat sie doch diese Wendung? Von Prévost oder D'Annunzio? Er greift, um seinen Jörn zu entladen, nach einem Glas und der Komoediant in ihm stüstert: Wirf lieber das andere, das schon einen Sprung hat, gegen die Wand! Die alte Anekdote von Talma, der am Sterbebett der Mutter in tiefster Befenserschütterung Schrei und Geberde des Entsetzens studirt.

Einen kleinen Provinzialma finden wir in dem dritten Stück: „Die letzten Masken“. Florian Jackwerth, ein schwindfüchtiger Schnierenmime, liegt im wiener Krankenhaus, ahnt nicht, daß er knapp noch eine Woche zu leben hat, und „studirt“ (Lieblingsausdruck aller Schauspieler). Alles; Aerzte, Kranke und Wärterpersonal. Alles kann für den Beruf zu brauchen sein. Besonders interessiert ihn der Journalist Rademacher, der in einem „Extrakammerl“ neben ihm liegt. Auch ein Opfer der Berufspflicht. Mit großen Hoffnungen und Entwürfen hat er angefangen; aber das Glück lachte ihm nicht und er mußte noch froh sein, da er als Zeilenschinder irgendwo unterkriechen konnte. Immer gegen seine Ueberzeugung schreiben, Tag vor Tag, um nicht zu verhungern, den erbärmlichsten Ausbeutern dienen, sich als ein Berachteter auf offenem Markt prostituiren . . . Der Ekel würgt ihn. Und Andere, die weniger Talent und gar keinen Charakter hatten, sonnten sich während der selben Zeit in Fortunens Gunst. Da ist sein Jugendfreund Weihgast. Ein Hohlkopf. Eine leere Attrape. Die eigene Frau hielt es nicht bei ihm aus und suchte in Rademachers schmalen Bett ein Bißchen Lust. Das ist nun lange her. Alexander Weihgast aber ist ein berühmter Dichter geworden. Zwar ist sein Ruhm erschwindelt. Hinter seinem Rücken lachen die Leute ihn aus. Doch er hat eine rührige Clique, ist schlau und fast die ganze Presse schmeichelt dem Rode-theatraliker. Ach, — nur einmal diesem Zümmerring die ganze Wahrheit sagen, Alles ihm ins Gesicht speien, was an Grimm und Galle so lange aufgespeichert ward! Dann würde der Journalist, der sich über seinen Zustand nicht täuscht, ruhig sterben. Er überredet den Arzt, den berühmten Mann abends noch ins städtische Krankenhaus zu holen. Das wird eine Szene für Florian. Doch ohne Probe, sagt der olmutzer Rokcius, geht so was im entscheidenden Augenblick nachher nicht. Stellen Sie sich vor, ich sei Ihr Jugendfreund; die Stichwörter werde ich bringen: los! Und der Fiebernde kreischt seinen Haß, seine Verachtung, den heimlichen Erfolg seiner Sexualkraft einem Komödianten ins Antlig. Als dann der richtige Weihgast kommt, ist der Totkranke erschöpft, der Worte Rödger geleert. Der Freund aber enthüllt sich als Gemüthsmenschen. Ganz Kamradtschaft und hochmuthloses Mitleid. Biel durchgemacht. Man wird eben alt; und die Jungen trampeln auf Einem herum, als ob man schon unter dem Hügel läge. Wüste Gefellen. Dazu eine kranke Frau, einen leichtsinnigen Sohn; ja, wenn man sein Leben noch einmal beginnen könnte! Unterkriegen aber lassen wir uns nicht, mein Lieber; in der nächsten Saison, bei meinem neuen Stück, sollen die frechen Bengel Augen machen. Beinahe stumm lauscht Rademacher der glatten Rede. Was soll er sagen? Er hat sich vorhin ja, bei der Probe, Lust geschafft und starrt jetzt, als sähe ers zum ersten Mal, das übertünchte Menschengehäuse an, das da morsch und brüchig vor ihm steht. Mag der Armselige den berühmten Dichter und glücklichen Ehemann weitermimen. Der

Journalist fühlt den Tod nahen und hat mit Menschen, die morgen noch leben müssen, nichts mehr gemein; und: „Nachwelt giebt's auch nur für die Lebendigen“. Des Schauspielers Rath war gut. Es genügt, wenn man die Grobheiten, die man auf dem Herzen hat, „innerlich sagt“. Rademacher braucht nichts mehr, keinen Freund, keinen Reib, kein Licht; ein paar Bretter nur noch. Und Florian kann an ihm das Sterben studiren. Die lebendige Stunde, nach der er sich sehnte, in der er den Willen endlich zur That rüsten wollte, hat dem Zeitungschreiber nicht getagt. Einmal hat er sich aufgerafft, offen die Wahrheit zu sagen; was in Fieberträumen als Züchtigung eines Wichtes, als ein gewaltiges Strafgericht gedacht war, wurde eine Theaterprobe im Spital. Rademachers Schicksal war, bis an den Rand des Grabes sich prostituiren zu müssen.

Nicht Jeder empfindet die Prostitution als Passion. Manon Lescaut läßt sich vom Eintagsliebsten gern Spitzen, Kleider und Halsketten bezahlen und würde, lebte sie unter uns, aus ihren Abenteuern mindestens zwanzig Bände machen. An solchen Exhibitionistinnen ist heutzutage kein Mangel. Das Genie der Sand stilisirte noch Lust und Leid, wechselnder Liebe und ließ ein feines Ohr höchstens ahnen, wo aus dem Kunstgebild persönliches Erleben sprach. Darüber sind wir längst hinaus. Klüftige Fräulein stellen die Niederlagen ihrer Jungferntugend unverhüllt zur Schau, lassen sich, wenn ihrem Schoß ein „natürliches“ Kind entbunden ward, im Klängel als moderne Madonnen anbeten, verhökern die blutigen Bahrtücher ihrer Ragdschaft und schleppen, was sie gestern in schwüler Stunde erlebten, übermorgen schon auf den Bächermarkt. Eine von Vielen zeigt uns Herr Schnitzler in dem allerliebsten frischen Schwank „Literatur“. Frau Margarethe ist ihrem Mann, einem Baumwollfabrikanten, entlaufen, weil sie von ihm in jedem Sinn, physisch und metaphysisch, unbefriedigt war. Zum ersten Tröster kurt sie einen Tenoristen. Von Wien kommt sie auf dem Venuswagen nach München, geräth unter Literaturzigeuner und leimt ihr beslecktes Leben mit dem eines feisten Empörers zusammen, der lyrische Gedichte und Skizzen schreibt und bei schwarzem Kaffee der Menschheit einen neuen Morgen verheißt. Als sie eine Weile mit dem Lämmel gehaust hat, merkt sie, daß Dichten nicht so schwer sein kann, wie sie früher dachte. Sie versucht: und es geht. Viel Erotik, möglichst eindeutig, freie Rhythmen: Das lernt Jeder und erst recht Jede schnell leisten. Die Briefe an den Liebsten werden abgeschrieben, seine Worte, das Stammeln seiner erwachten und ermattenden Bier sorgsam notirt. Gegen unwillkommene Kinder kann man sich mit dem Komfort der Neuzeit schützen; die poetischen Wehen, die auf jede heiße Nacht folgen, sind ehrenvoller und bringen Gewinn. Sexualbeichten einer Dame verkaufen sich immer gut. Ewig aber mag ein hübsches Juderkind doch nicht in einem Dachstübchen an der Ffar den Launen eines Geniesimulanten leben. Ein wiener Sportsman befreit die Langende aus der Enge. Feines Verhältniß.

Herr Clemens glaubt, daß seine Grete „nichts von Alledem erlebt hat“, was in ihren Gedichten steht, „daß es nur Phantasien sind.“ Herr Clemens wird sie sogar heirathen, wenn sie sich verpflichtet, der Poesie zu entsagen . . . Der derb zupackende Centaur der Freudenau, der sich nur betrügen läßt, wenn er betrogen sein will, das mit allen Salben geschmierte Literaturweibchen, das sich, je nach der Marktlage, auf Papier oder Laken prostituiert, und der gedunsene bohémion, der, nach Jackwerths Rezept, seine Weiber „innerlich ohrfeigt“: alle drei Gestalten sind so flott, mit so sicherer Psychologenkunst gezeichnet und ihre Reden blißen so von organisch erwachsenem Wig, daß man an Courtelines kleines Meisterwerk Boubouroche denken muß, dem Herr Schnitzler wohl die Anregung zu seinem Satyrspiel dankt. Der Absicht des Dichters, die beiden Welten des Willens und der Vorstellung in wechselndem Licht zu zeigen, ordnet das Stückchen sich wirksam ein und beleuchtet ein letztes Mal, mit dem grellsten Strahl, das unfügliche, unnützliche Treiben einer Gaultergattung, deren feinste, anständigste Exemplare von Ibsens Vorkman und Ibsens Irene im Ton tiefster Verachtung Dichter genannt worden sind.

Niesche war von der souveraineté des Iottres nicht so felsenfest wie Zola, sein „Unmögliches“, überzeugt. Den geliebten Griechen sagte er nach: „Sie wußten, daß einzig durch die Kunst das Elend zum Genuß werden könne. Zur Strafe für diese Einsicht waren sie aber von der Lust, zu fabuliren, so geplagt, daß es ihnen im Alltagsleben schwer wurde, sich von Lug und Trug freizuhalten; wie alles Poetenvolk solche Lust an der Lüge hat und obendrein noch die Unschuld dabei.“ Und er entschuldigt den Künstler, der „nicht in den vordersten Reihen der Aufklärung und der fortschreitenden Vermännlichung der Menschheit steht“; die Kunst habe neben anderen auch die Aufgabe, „erloschene, verblichene Vorstellungen ein Wenig wieder aufzufärben. Zwar ist es nur ein Scheinleben, wie über Gräbern, das hierdurch entsteht, oder wie die Wiederkehr geliebter Toten im Traum; aber wenigstens auf Augenblicke wird die alte Empfindung noch einmal rege und das Herz klopft nach einem sonst vergessenen Takt.“ Beide Seiten der besonderen, frischer Luft verriegelten Welt, in die Herr Schnitzler uns einführen wollte, sind in diesen Sätzen bezeichnet . . . Wer von den Dreien „Recht hat“? Jeder, wenn man ihn recht versteht: Niesche, Zola und Cassagnac. Der wiener Dichter, der Einzige aus der Naturalistenplejade, der sich zur Künstlerreise entwickelt hat, zeigte, als seiner Gestalter, in vier kleinen Bildern uns eben ja selbst, daß ein Mann, der nicht sieht, auf der Agora nicht den Willen zur Macht stiehlt, daß ein Stubenhocker, der nichts vor sich hat als sein Schreibzeug, ~~dennoch auf eigenem Grund ein Schöpfer sein kann.~~

M. G.



Dampfplüge

bauen wir in den bewährtesten
Constructions.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Spe-
cialitäten in allen praktischen
Größen und zu den mässigsten
Preisen.

John Fowler & Co.
in Magdeburg.

Ein Hofrath

und fünf Aerzte begutachteten eiddlich
vor Gericht meine überraschende Er-
findung gegen vorzeitige Schwäche!

(Männer)

Broschüre mit diesen Gutachten und
Gerichtsurtheil

als Doppelbrief franco für 80 Pfg. Marken.

Paul Gassen,
Köln a. Rh. No. 70.

Briefmarken

Auswäßen in mittleren Marken (hauptsächl. Europa) verjährrerit. Beste Briefe. Erbeten Belegen oder Stempelgabe.

Karl Anger, Mainz.

Briefmarkenhandlung u. Hauptkoeffektus der Heiligen Landes-Posterei.

Zu den vielen Verdiensten des Stimplicissimus zähle ich das grosse, dass er nicht lügt. Daher wird für den Historiker des 22. oder 23. Jahrhunderts, welcher das 19. Jahrhundert beschreibt, der Stimplicissimus die wichtigste und kostbarste Quelle sein, welche ihm ermöglicht, nicht nur den Zustand der heutigen Gesellschaft kennen zu lernen, sondern auch die Glaubwürdigkeit aller übrigen Quellen zu prüfen.

Graf Leo Tolstoi

Billige Ausgabe pro Nummer 15 Pf. Luxus-Ausgabe pro Nummer 25 Pf.
Erscheint jeden Dienstag Probenummern gratis vom
Verlag Albert Langen in München-Z.



Wer Freude bezw. Nutzen

haben will im **Garten od. Feld** dem steht mein

Samen- und Pflanzen- Katalog für 1902

mit über 600 Abbildung, Kultur-Anleitungen, Arbeitskalendern u. vielen erprobten Garten-Requisiten **kostenfrei** zu Diensten. —

Neuheiten für 1902:

Stangenbohne, Heinemann's „Avantgarde“, allerfrüheste Erfurter Riesen à Portion 80 Pf.

H's *Begonia semperflorens magnifica*, von leichtester Kultur und bis zum Froste blühend à Portion 40 Pf.

H's *Dianthus chin. violaceus*, violett, schönste Schlitznelke des Sortiments à Portion 40 Pf.

Durch **Sorten-Reinheit** und **höchste Keimkraft** zeichnen sich alle meine Saaten aus.

F. C. Heinemann, Erfurt 132

Hoflieferant Sr. Maj. des Deutschen Kaisers und Königs von Preussen.

